

The Holi Quran

With Arabic Text.
English Translation and Commentary (1400 pp.)
By MAULANA MUHAMMAD ALI
in three editions: M. 45.—; M. 36.—; M. 27.—

Muhammed the Prophet

By MAULANA MUHAMMAD ALI
in English
M. 3.50

Moslemisches Gebetbuch

VON MAULVI SADR-UD-DIN
M. 2.—

Die Religion der Menschheit

VON MAULVI SADR-UD-DIN
M. 0.50

Der islamische Mensch

VON MAULVI SADR-UD-DIN
M. 0.50

Diese Bücher sind zu beziehen:
Berlin-Wilmersdorf, Brienner Str. 7, Moschee

MOSLEMISCHE REVUE

HERAUSGEGEBEN VON { MAULVI SADR-UD-DIN
MAULVI F. K. KHAN DURRANI

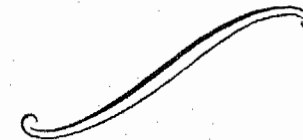
2. Jahrgang

Juli—Oktober 1925

Heft 3—4

INHALT:

	Seite		Seite
1. Erklärung der Redaktion	1	8. Omar der Grosse	26
2. Monatliche Zusammenkünfte	2	von F. K. Khan Durrani	
3. Maulvi Sadr-ud-Din zum Geleit	3	9. Das Glaubensbekenntnis des Islam	35
4. Eine Botschaft an die Juden	4	von Sadr-ud-Din	
von Sadr-ud-Din		10. Aussprüche des Propheten	38
5. Mohammed, der Prophet unserer Tage	8	von Sadr-ud-Din	
von F. K. Khan Durrani		11. Der Islam in Afrika	41
6. Naturgesetz, Rechtsgesetz und Sittengesetz	13	von F. K. Khan Durrani	
von Hugo Marcus		12. Der Begriff der «Heiligkeit» und der Islam	49
7. Der Islam als Weltidee	23	von Hugo Marcus	
von Sadr-ud-Din		13. Bemerkungen	53



Erscheint vierteljährlich :-: Bezugspreis: jährlich M. 4.—

B E R L I N - W I L M E R S D O R F
BRIENNER-STRASSE 7, MOSCHEE TEL.: UHLAND 1930

بِسْمِ اللَّهِ الرَّحْمَنِ الرَّحِيمِ

IM NAMEN GOTTES, DES BARMHERZIGEN, ALLERBARMENDEN

MOSLEMISCHE REVUE

2. Jahrgang

Juli—Oktober 1925

Heft 3—4

ERKLÄRUNG DER REDAKTION

WIR schulden unseren Lesern wegen des verspäteten Erscheinens der Aprilnummer eine Aufklärung. Und das Ergebnis so langen Wartens, das Aprilheft selbst, bedarf gleichfalls einiger Worte der Rechtfertigung. Denn wir können es nicht verhehlen: Wir selbst waren bitter enttäuscht, als wir die Aprilnummer nach langem, vergeblichem Warten endlich in Händen hielten. Einmal ist minderwertiges Papier für den Druck in Anwendung gekommen, sodann ist der Umfang des Heftes durch die Verwendung kleinerer Drucktypen von 48 Seiten sonst auf 35 Seiten diesmal zusammengeschrumpft, während der Lesestoff allerdings derselbe geblieben ist. Auch im übrigen sind Fehler und Mängel in Druck und Ausstattung des Heftes so offensichtlich, dass wir nicht ohne ein Wort der Entschuldigung darüber hinweggehen können. Genug, wir gestehen ein, dass das ganze Heft weit hinter dem Grad von Vortrefflichkeit zurückgeblieben ist, welchen wir selbst uns vorgesetzt haben.

Die Dinge lagen aber so, dass wir schon ganz verzweifelten, die Revue aus der Druckerei herauszubekommen. Und wir waren bereits im Begriffe, uns an die Gerichte zu wenden, als einer unserer Brüder, ein deutscher moslemischer Herr, sich freiwillig erbot, uns aus unserer Bedrängnis zu helfen. Er machte es zu seinem Geschäft, die Druckerei täglich aufzusuchen, den Satz und die Korrekturen dort zu überwachen, und wo es nötig war, richtig zu stellen, endlich dafür zu sorgen, dass die Arbeit überhaupt vorwärts ging. Wir können ihm für seine Freundlichkeit und die grosse Mühe, die er zu unserem Besten aufwandte, kaum genug danken.

Die Aprilnummer kam so spät, dass uns keine Zeit blieb, die Juli-
nummer noch rechtzeitig herauszubringen. Und ein Doppelheft für
April und Juli derselben Druckerei anzuvertrauen, die uns in so
bittere Verlegenheiten gebracht hatte, fürchteten wir uns. Wir holen
das Versäumte aber diesmal nach und bringen — ob auch sehr gegen
den ursprünglichen Wunsch unseres Herausgebers Sadr-ud-Din —
diesmal eine Doppelnummer, welche unsere Leser wenigstens teil-
weise für den erlittenen Verzug entschädigen soll. Wir hoffen, dass
sich ein Fall wie der vom April nicht wieder ereignen wird.

MONATLICHE ZUSAMMENKÜNFTE IN DER MOSCHEE

WIR sind kürzlich in der Moschee zu einer Verbindung zusammen-
getreten, die sich die „Moslemische Gemeinschaft“ nennt. Im
Mittelpunkt unserer Zusammenkünfte stehen Vorträge, die über den
Islam, seine religiöse und kulturelle Bedeutung und über Themen
der vergleichenden Religionswissenschaft gehalten werden. In Ueber-
einstimmung mit den Lehren des Islams und gemäss dem Beispiel
seines heiligen Begründers ist bei den an die Vorträge schliessenden
Diskussionen einem jeden Anwesenden freie Meinungsäusserung zu-
gestanden. Doch soll jeder Redner eine Sprache führen, welche die
Empfindungen der Bekenner anderer Religionen berücksichtigt und
niemand verletzt. Die Mitgliedschaft und der gastweise Besuch steht
gleichfalls Angehörigen aller Bekenntnisse, aller Rassen und Klassen
offen. Und Christen, Juden, Freidenker sind uns ebenso willkommen
wie unsere moslemischen Brüder. Wir beschränken uns nach keiner
Richtung. Unsere Gemeinschaft begrüsst deshalb auch in ihrem
Kreise Angehörige aus allen Ländern der Welt. Die Mitgliedschaft
ist kostenlos. Die Zusammenkünfte finden jeden ersten Freitag
im Monat um 8 $\frac{1}{2}$ Uhr im Hause neben der Moschee, Briener
Strasse 7, statt. Diejenigen Interessenten, die ihre Adresse an die
Moschee mitteilen, erhalten regelmässige Einladungen zu den Vor-
trägen. Im übrigen ist die Moschee ein Gotteshaus, und es ist wohl
selbstverständlich, dass von allen Anwesenden Ehrfurcht vor dem
Ort und gegenüber dem religiösen Charakter der Zusammenkünfte
beobachtet wird. Von politischen Unterhaltungen irgend welcher Art
bitten wir innerhalb des Bereichs der Moschee unter allen Umständen
abzusehen.

MAULVI SADR-UD-DIN ZUM GELEIT

AM 2. Mai hat Maulvi Sadr-ud-Din Deutschland verlassen, unser
verehrter Meister, dem es gelungen ist, innerhalb zweier kurzer
Jahre seines Aufenthalts zu Berlin eine islamische Gemeinde ins Leben
zu rufen. In der Moschee am Fehrbelliner Platz hat er dieser Ge-
meinde ihren festen Stützpunkt für alle Zeiten geschaffen. Ausserdem
danken wir ihm die Begründung und Fortführung unserer Moslemi-
schen Revue zu der er dauernd die hervorragendsten Beiträge liefert,
und als letzte seiner Taten: Das moslemische Gebetbuch in deutscher
Sprache.

Wer die Fülle segensreicher Werke betrachtet, die der von idealer
Begeisterung getragenen Energie Sadr-ud-Dins entstammt, der weiss
doch noch nicht, unter wie schwierigen Verhältnissen ihm in so kurzer
Zeit sein Werk gelang. Aber einige Rechenschaftsberichte, die er
selbst in unseren Blättern gab, vermögen für den Kundigen wohl ein
gewisses Licht darüber zu verbreiten.

Maulvi Sadr-ud-Dins Scheiden wäre für uns ein allzu schwerer, ja
ein unerträglicher Verlust, wenn er nicht auch aus der Ferne mit unver-
mindertem Eifer im Dienste seines Gottes für uns sorgte und arbeitete.
Und wir wissen es: trotz grosser neuer Pläne, die sein nimmermüder
Geist in sich trägt, wird er sein hiesiges Werk nie aus den Augen
lassen. Diesem ist in dem derzeitigen Imam der Moschee, Herrn
Khan Durrani, eine in vielen Ländern erprobte, tatkräftige, glaubens-
eifrige und höchst liebenswürdige Persönlichkeit an die Spitze ge-
stellt. Wenn wir Herrn Sadr-ud-Din aus sehr bewegtem Herzen ein
Lebewohl zurufen, so hoffen wir, dass es seinem Nachfolger ge-
lingen wird, im Geiste seines, unseres Meisters fortzuwirken.

Darum aber ist es für uns selbst auch nicht ohne Bedeutung zu
erkennen, welchen besonderen Eigenschaften Sadr-ud-Din den ihm von
Gott geschenkten Erfolg auf deutschem Boden verdankte. Es ge-
schah dadurch, dass er selbst die beste Verkörperung dessen war,
was er lehrte. Unbeirrt vom Treiben Europas stellte er vor uns das
Bild eines echt moslemischen Frommen und Weisen hin. Er lebte
in strenger Zurückgezogenheit, Mässigkeit und Arbeit, er tat wohl,
wo er konnte, und hat vielen Trost und seltsche Stütze gegeben. Er
beherrschte in bewundernswerter Weise die heiligen Schriften sämt-
licher Religionen und trat selbst ganz zurück hinter dem Wort, das
er verkündete. Er war ein glänzender Polemiker, der mit Mut auch

Ritterlichkeit und Verständnis für fremde Anschauungen und Verhältnisse verband. Er war milde und duldsam, ohne doch je schwächlich zu werden. Und er war ein glänzender Organisator, der auch von den Dingen des täglichen Lebens, des Handwerks, des kaufmännischen Kalküls etwas verstand. Weit entfernt von einseitigem Bücherwesen, trat er vielmehr stets auch für die Gesundheit des Körpers und für eine weltmännisch freie Haltung ein. Auf dieser Grundlage gelang es ihm, innerhalb der neugeschaffenen Gemeinde eine Atmosphäre ständiger Anregungen herzustellen und ihr Freunde aus aller Herren Ländern zuzuführen. Eine Persönlichkeit von gleicher Wirkung auch auf die Fernstehenden werden wir schwerlich je wieder am gleichen Platze sehen.

Um so grösser ist für uns die Verpflichtung, von ihm zu lernen, ihm nachzueifern und wenigstens den Versuch zu machen, die Lücke, die sein Scheiden riss, würdig auszufüllen.

Am 2. Mai, am Nachmittag vor seiner Abreise, fand im engeren Kreise eine Abschiedsfeier für Sadr-ud-Din statt. Tief bewegten Herzens gaben unsere moslemischen Brüder aus der Türkei, Arabien, Indien, Persien, Aegypten, Deutschland und auch hiesige nicht moslemische Freunde ihren herzlichen Gefühlen für Sadr-ud-Din und seine Sache Ausdruck. So manches Auge wurde da feucht. Am Abend begleiteten wir ihn dann zum Zug auf den Charlottenburger Bahnhof. Noch ein herzlicher Händedruck, ein Salam-Aleikum und der Zug, in dessen Fenster Sadr-ud-Din stand und winkte, wurde kleiner und kleiner, bis er uns ganz aus den Augen schwand. Aber in unseren Herzen wächst sein Bild immer mächtiger und mahnender auf, je mehr wir ihn vermissen. Unser Trost ist, dass, wer mit ihm in demselben Glauben ruht, niemals von ihm getrennt werden kann.

EINE BOTSCHAFT AN DIE JUDEN

VON SADR-UD-DIN

ICH möchte die Aufmerksamkeit der Juden einmal auf folgende Stellen in ihrer Heiligen Schrift hinlenken. Dort sind Versprechungen an Abraham und seinen Sohn Ismael enthalten des Inhalts, dass Gott unter den Nachkommen Ismaels, die als die Brüder der Israeliten bezeichnet werden, einen Propheten erstehen lassen werde. Die Prophezeihungen, die in jenen Stellen der jüdischen Schrift ausgesprochen

sind, haben einen so bestimmten Charakter, dass niemand ihren Sinn verkennen kann, und sie verdienen deshalb ein umso höheres Interesse und eine um so grössere Beachtung.

Da heisst es:

1. „Und ich will dich zu einem grossen Volke machen, und ich will dich segnen und deinen Namen gross machen, und du sollst ein Segen sein. . . Und in dir sollen alle Stämme der Erde gesegnet sein“ (Genesis 12:2,3).

Das ist sicherlich noch ein Versprechen ganz allgemeiner Natur. Es erwähnt noch die Namen Isaaks und Ismaels nicht, die damals ja auch noch garnicht geboren waren.

2. Das folgende Versprechen ist aber bereits konkreter. Es handelt direkt von Hagar und ihrem Sohn Ismael. Es lautet:

„Ich will deinen Samen so reich vermehren, dass seine Menge nicht gezählt werden kann“ (Genesis 16:10).

Dieses so bestimmte Versprechen an Hagar deckt sich genau mit jenem allgemeineren, das dem Abraham im Kapitel vorher gegeben worden war:

„Sieh zum Himmel und zähle die Sterne, wenn du es kannst.“ Und Er fügte hinzu: „So zahlreich soll dein Samen sein!“ (Genesis 15:5).

3. Die folgende Stelle nennt dann geradezu den Namen Ismaels. Gott sagt:

„Und was Ismael betrifft, so habe Ich dich erhört. Siehe, Ich habe ihn gesegnet und will ihn fruchtbar machen und will ihn äusserst zahlreich machen. Zwölf Fürsten soll er hervorbringen, und Ich will ihn zu einem grossen Volke machen“ (Genesis 17:20).

Wenn Gott Abraham in bezug auf Ismael erhörte, so bezieht sich das auf jene Bitte, die Abraham (Genesis 17:18) ausgesprochen hatte:

„O, dass Ismael vor Dir leben möge!“

Die bisherigen Stellen zeigen, dass die dem Ismael gegebenen Versprechungen sich in nichts von denjenigen Versprechungen unterscheiden, die Gott schon dem Erzvater Abraham für dessen Nachkommenschaft gemacht hatte. Beide sollen gesegnet sein, beide fruchtbar. Ja, beider Same soll sich ungemessen vermehren. Fürsten und Könige sollen unter ihren Nachkommen erwachsen, und beide sollen zu einem grossen Volke emporblühen. Es ist nicht anders: nichts wird bezüglich Abrahams verheissen, was nicht auch für Ismael in Aussicht gestellt wird. Und was hinsichtlich Ismaels versprochen war, das hat sich allerdings voll und ganz erfüllt. Seine Nachkommen, die Araber, sind ein grosses und wahrlich ein gesegnetes Volk geworden.

Sie haben unter sich Fürsten und Könige gesehen und haben sich über alle Teile der Welt ausgebreitet. Das dem Abraham gegebene Versprechen hat sich eben an seinen beiden Nachkommen gleichermaßen bewährt: an Isaak und an Ismael. Denn auch die Kinder Israels haben sich ausgebreitet und haben Fürsten und Könige unter sich gesehen. Aber freilich, die Kinder Ismaels sind im Laufe der Zeit doch ein viel grösseres und einflussreicheres Volk geworden, als die Kinder Israels. Denn Asien steht noch heute zum grossen Teil unter dem Banner des Islam, und Europa hat Jahrhundertlang sich geistig von der Kultur der Araber genährt. Spanien sah islamische Hochschulen, welche die Wissenschaften in alle Welt verbreiteten, und die Türkei beweist erst neuerdings wieder schlagend genug, was Ismaels Nachkommen vermögen. Alles dies aber ist nur die Erfüllung jener Versprechungen, die in der Thora stehen:

„Und was Ismael betrifft, so habe Ich dich erhört. Ich habe ihn gesegnet und will ihn fruchtbar und zahlreich machen“ (Genesis 17:20).

Ich glaube, als Jude wird man sich nur freuen können, wenn man sieht, wie sich Gottes Wort wunderbar erfüllt hat!

Des weiteren möchte ich an dieser Stelle noch zwei Tatsachen des äusseren Lebens erwähnen, die das Wesen der Kinder Ismaels kennzeichnen und die besonders seitens ihrer Brüder, der Kinder Israels Beachtung verdienen. Einmal ist dies die Beschneidung, welche bei allen Moslems der Welt vollzogen wird. Die Beschneidung besiegelt einen Bund aller Nachkommen aus Abrahams Samen mit Gott gemäss dem Worte der Schrift:

„Dies ist Mein Bund, den du zwischen Mir und dir halten sollst und dein Same nach dir. Jedes männliche Kind unter euch soll beschnitten werden“ (Genesis 17:10).

Dieser Bund mit Gott ist von den Moslems stets treu und genau gehalten worden, weil ja auch sie aus Abrahams Schosse stammen.

Es gibt aber noch ein anderes Moment, an dem sich offenbart, wie Gottes Wort sich für Ismaels Samen erfüllte. Das heilige Land nämlich ist nach dem Zusammenbruch des jüdischen Reiches nicht an fremde, aussersemitische Völker gefallen, sondern es ist in die Hände der Moslems gekommen, welche die Brüder der Israeliten sind. Dergestalt bewahrheitete sich also auch nach dem Untergang Judas noch die Verheissung, die Gott Abraham machte:

„Und ich will dir und dem Samen nach dir das Land geben, in dem du ein Fremdling bist, das ganze Land Kanaan zum ewigen Besitz; und Ich will dein Gott sein“ (17:8).

Auch angesichts dieser Tatsachen kann ein Jude wohl berechtigten Stolz empfinden, dass das Wort seiner Schrift sich so greifbar erfüllt hat. Bewährt sich doch an solchen Einzelheiten in hellstem Lichte die Zuverlässigkeit der gesamten Verkündigung, die der heilige Prophet Moses seinem Volke brachte.

In der folgenden Stelle der jüdischen Schrift ist nunmehr eine Verheissung ausgesprochen, die ganz positiv auf einen zukünftigen Propheten unter den Kindern Ismaels hinweist. Die Stelle lautet:

„Ich will einen Propheten aus ihren Brüdern erheben, wie bei dir, und Ich will meine Worte in seinen Mund legen; und er soll zu ihnen alles sprechen, was Ich ihm befehlen werde“ (Deut. 18:18).

Die Schrift fügt dann noch ausdrücklich hinzu:

„Und auf ihn sollt ihr hören“

Der Prophet, der unter den Brüdern der Juden aufstand, ist Mohammed, der Nachkomme Ismaels, jenes Ismael, der seinerseits Abrahams Sohn war. Das Wort Gottes hat sich deutlich in Mohammed erfüllt, denn durch ihn ist der Same Abrahams gesegnet worden und hat sich dieser Same zu einem grossen Volke ausgewachsen. Auch jedem Juden aber ist ja durch das Schriftwort befohlen, „auf ihn zu hören.“ Ein Jude, der das nicht tut, verletzt darum das in Deutr. 18:18 enthaltene Gebot. Man muss, um das einzusehen, nur klar erkennen, dass die in Rede stehende Prophezeiung sich auf gar keinen anderen Propheten als auf Mohammed beziehen kann, denn er und nur er stand unter den Brüdern der Juden auf. Keiner der Propheten jüdischen Blutes bis zu Jesus hinauf konnte diese besondere Prophezeiung erfüllen, die nicht den Kindern Israels sondern den Kindern Ismaels galt. Dafür bestand auch unter den Juden ein Bewusstsein. Denn bevor Christus, der letzte Prophet, der aus jüdischem Blute hervorging, erschien, da riefen sie dem Johannes zu:

„Warum taufst du denn, wenn du nicht Christus bist oder Elias oder jener Prophet!“ (Johannes 1:25).

Mit anderen Worten, die Juden warteten auf drei Propheten, nämlich auf Christus, Elias und „jenen“ Propheten! „Jener“ Prophet aber, das ist der in Deutr. 18:18 versprochene aus ismaelitischen Stamme, das ist Mohammed, der erklärte, dass er in Erfüllung der Worte der jüdischen Schrift käme, und dessen Erscheinen nur den Ausspruch Mosis bewahrheitete. An Mohammed glauben, heisst also, die in der Thora enthaltene Prophezeiung erfüllen, die ohne unseren Glauben an Mohammed unerfüllt bliebe. Das sollten auch die Juden bedenken und reiflich prüfen!

Sie haben unter sich Fürsten und Könige gesehen und haben sich über alle Teile der Welt ausgebreitet. Das dem Abraham gegebene Versprechen hat sich eben an seinen beiden Nachkommen gleichermaßen bewährt: an Isaak und an Ismael. Denn auch die Kinder Israels haben sich ausgebreitet und haben Fürsten und Könige unter sich gesehen. Aber freilich, die Kinder Ismaels sind im Laufe der Zeit doch ein viel grösseres und einflussreicheres Volk geworden, als die Kinder Israels. Denn Asien steht noch heute zum grossen Teil unter dem Banner des Islam, und Europa hat Jahrhundertlang sich geistig von der Kultur der Araber genährt. Spanien sah islamische Hochschulen, welche die Wissenschaften in alle Welt verbreiteten, und die Türkei beweist erst neuerdings wieder schlagend genug, was Ismaels Nachkommen vermögen. Alles dies aber ist nur die Erfüllung jener Versprechungen, die in der Thora stehen:

„Und was Ismael betrifft, so habe Ich dich erhört. Ich habe ihn gesegnet und will ihn fruchtbar und zahlreich machen“ (Genesis 17:20).

Ich glaube, als Jude wird man sich nur freuen können, wenn man sieht, wie sich Gottes Wort wunderbar erfüllt hat!

Des weiteren möchte ich an dieser Stelle noch zwei Tatsachen des äusseren Lebens erwähnen, die das Wesen der Kinder Ismaels kennzeichnen und die besonders seitens ihrer Brüder, der Kinder Israels Beachtung verdienen. Einmal ist dies die Beschneidung, welche bei allen Moslems der Welt vollzogen wird. Die Beschneidung besiegelt einen Bund aller Nachkommen aus Abrahams Samen mit Gott gemäss dem Worte der Schrift:

„Dies ist Mein Bund, den du zwischen Mir und dir halten sollst und dein Same nach dir. Jedes männliche Kind unter euch soll beschnitten werden“ (Genesis 17:10).

Dieser Bund mit Gott ist von den Moslems stets treu und genau gehalten worden, weil ja auch sie aus Abrahams Schosse stammen.

Es gibt aber noch ein anderes Moment, an dem sich offenbart, wie Gottes Wort sich für Ismaels Samen erfüllte. Das heilige Land nämlich ist nach dem Zusammenbruch des jüdischen Reiches nicht an fremde, aussersemitische Völker gefallen, sondern es ist in die Hände der Moslems gekommen, welche die Brüder der Israeliten sind. Dergestalt bewahrheitete sich also auch nach dem Untergang Judas noch die Verheissung, die Gott Abraham machte:

„Und ich will dir und dem Samen nach dir das Land geben, in dem du ein Fremdling bist, das ganze Land Kanaan zum ewigen Besitz; und Ich will dein Gott sein“ (17:8).

Auch angesichts dieser Tatsachen kann ein Jude wohl berechtigten Stolz empfinden, dass das Wort seiner Schrift sich so greifbar erfüllt hat. Bewährt sich doch an solchen Einzelheiten in hellstem Lichte die Zuverlässigkeit der gesamten Verkündigung, die der heilige Prophet Moses seinem Volke brachte.

In der folgenden Stelle der jüdischen Schrift ist nunmehr eine Verheissung ausgesprochen, die ganz positiv auf einen zukünftigen Propheten unter den Kindern Ismaels hinweist. Die Stelle lautet:

„Ich will einen Propheten aus ihren Brüdern erheben, wie bei dir, und Ich will meine Worte in seinen Mund legen; und er soll zu ihnen alles sprechen, was Ich ihm befehlen werde“ (Deut. 18:18).

Die Schrift fügt dann noch ausdrücklich hinzu:

„Und auf ihn sollt ihr hören“

Der Prophet, der unter den Brüdern der Juden aufstand, ist Mohammed, der Nachkomme Ismaels, jenes Ismael, der seinerseits Abrahams Sohn war. Das Wort Gottes hat sich deutlich in Mohammed erfüllt, denn durch ihn ist der Same Abrahams gesegnet worden und hat sich dieser Same zu einem grossen Volke ausgewachsen. Auch jedem Juden aber ist ja durch das Schriftwort befohlen, „auf ihn zu hören.“ Ein Jude, der das nicht tut, verletzt darum das in Deutr. 18:18 enthaltene Gebot. Man muss, um das einzusehen, nur klar erkennen, dass die in Rede stehende Prophezeiung sich auf gar keinen anderen Propheten als auf Mohammed beziehen kann, denn er und nur er stand unter den Brüdern der Juden auf. Keiner der Propheten jüdischen Blutes bis zu Jesus hinauf konnte diese besondere Prophezeiung erfüllen, die nicht den Kindern Israels sondern den Kindern Ismaels galt. Dafür bestand auch unter den Juden ein Bewusstsein. Denn bevor Christus, der letzte Prophet, der aus jüdischem Blute hervorging, erschien, da riefen sie dem Johannes zu:

„Warum taufst du denn, wenn du nicht Christus bist oder Elias oder jener Prophet!“ (Johannes 1:25).

Mit anderen Worten, die Juden warteten auf drei Propheten, nämlich auf Christus, Elias und „jenen“ Propheten! „Jener“ Prophet aber, das ist der in Deutr. 18:18 versprochene aus ismaelitischen Stamme, das ist Mohammed, der erklärte, dass er in Erfüllung der Worte der jüdischen Schrift käme, und dessen Erscheinen nur den Ausspruch Mosis bewahrheitete. An Mohammed glauben, heisst also, die in der Thora enthaltene Prophezeiung erfüllen, die ohne unseren Glauben an Mohammed unerfüllt bliebe. Das sollten auch die Juden bedenken und reiflich prüfen!

MOHAMMED, DER PROPHET UNSERER TAGE!

VON F. K. KHAN DURRANI

DER heilige Prophet Mohammed, der letzte unter den Propheten Gottes (möge Frieden und Segen des Herrn mit ihm sein) und der Begründer der Religion des Islam, darf wie kein anderer unter den grossen Verkündern als ein moderner Prophet bezeichnet werden. Daran ändert die Tatsache nichts, dass er bereits dreizehnhundert Jahre tot ist. Und zwar waren es recht trübe Zustände, in die er vor mehr als einem Jahrtausend hineingeboren wurde. Das griechische Geistesleben war damals bereits abgedorrt, und die Schulen, in denen griechische Philosophie und griechische Wissenschaft gelehrt wurden, waren längst geschlossen. Der grösste Teil des Reiches der Cäsaren, in dem sich weder helenische Kultur noch römische Zivilisation zu halten vermocht hatte, war in völlige Barbarei zurückgefallen, und auch der Rest, der unter den Einfluss des Christentums gekommen war, stand im Banne der tiefsten Unwissenheit. Inzwischen ist Europa freilich jenen Zuständen der Wildheit längst entwachsen. Und nach einem Jahrhunderte währenden zähen Kampfe, der es auch nicht selten in Gegensatz zu seiner eigenen Religion, dem Christentum brachte, hat es die Führung errungen in geistigen und technischen Dingen, auf den Gebieten der Wissenschaft und auf dem Felde der Gütererzeugung. Doch bauen sich so ungeheure Fortschritte ja stets auf einem Hintergrund von Ueberlieferungen auf, die aus Epochen der Vorbereitung stammen. Mohammed nun lebte in einer solchen Epoche. Sein Erdenwallen fällt in einen Zeitpunkt, da Europa der Barbarei noch nicht entwachsen war. Wenn wir deshalb nur datenmässig nach Tag, Monat, Jahr den Weg der Zeit zurückschreiten, so erblicken wir Mohammed am Anfang des Mittelalters. Doch zeigt sich gerade hier im vollem Glanze die Wahrheit, daß die Dinge des Geistes keine zeitliche Grenze haben. Denn der Geist, welcher die Botschaft durchdringt, die der heilige Prophet verkündete, kennzeichnet diesen selbst als einen durch und durch modernen Menschen und als einen Lehrer auch des zwanzigsten Jahrhunderts.

Unsere Zeit ist die Periode der Wissenschaften. Und die Wissenschaften liegen allerdings ihrem Wesen nach abseits vom Bereiche der Religion. So wäre es ganz und gar absurd, wollte jemand annehmen, daß Moses, Jesus oder Mohammed uns in ihren Offenbarungen Vorlesungen über Astronomie, schöne Wissenschaften, Chemie oder Physik

gehalten hätten. Nichtsdestoweniger müssen wir von den Gründern jener Religionen, die Dauer haben sollen, doch erwarten, daß die Systeme, die sie lehren, nicht in Konflikt mit den Tatsachen und Gesetzen kommen, die die Wissenschaft entwickelt oder eines Tages entwickeln könnte. Denn welches auch der Stand der Erkenntnis in einem Zeitalter sein möge: immer muß die Religion doch in der Lage sein, dem geistigen Weg auch der Fortgeschrittensten noch voranzuleuchten. Erfüllung findet diese Forderung aber einzig in der Religion, die Mohammed begründete. Sobald das Christentum zur politischen Macht gekommen war, erklärte es der Wissenschaft den Krieg auf Leben und Tod. Die griechische Philosophie wurde abgedrosselt, jede andere Art geistigen Fortschritts wurde aufgehalten. Wir wissen ja alle von dem heldenhaften Kampfe, den die Pioniere der modernen Wissenschaft in Europa während der Renaissance führen mußten. Sie starben meistens in den Flammen als Brandopfer für den Gott der Wahrheit. Daß der Geist, welcher zu jenen Verfolgungen führte, trotz unseres vielgerühmten intellektuellen Fortschritts auch heute noch nicht ganz tot, sondern nur eingeschlafen und leicht geneigt ist, sein Haupt wieder zu erheben, das beweist zur Genüge jenes Gesetz, das vor zwei Jahren in dem Staate Tennessee in Amerika verfügt wurde. Das betreffende Gesetz erklärt das Unterrichten aus Büchern Darwins oder sonstigen Büchern, die die Entwicklungsgeschichte behandeln, in Schulen, die vom Staat erhalten werden, für ein Staatsverbrechen. Und noch im letzten Sommer wurde daraufhin einem Lehrer der Prozeß gemacht. Denn er hatte über Entwicklungsgeschichte vorgetragen, was als umstürzlerisch galt angesichts der biblischen Berichte in der Genesis. Hoffen wir, daß dies die letzte Verfolgung aus solchem Anlaß gewesen sei.

Der Konflikt zwischen dem Christentum und der Wissenschaft ist lang und blutig hin- und hergegangen. Aber man darf sagen, daß die Wissenschaft ihn schließlich gewonnen hat. Ganz anders als das Christentum hat sich dagegen der Islam von vornherein zu Philosophie und Wissenschaften verhalten. Es waren ja die Moslems, die die vergrabenen Schätze der griechischen und indischen Weltweisheit wieder ausgruben, und die jene ältesten Lehren über die ganze Welt verbreiteten. Die angewandte Chemie vollends hat bei den Moslems ihren ersten Ursprung. Sie wurde von ihnen der astronomischen Wissenschaft an die Seite gestellt. Auch die Mathematik stand bei ihnen sehr in Flor. In der Tat, es

ist ein Problem, was aus Europa geworden wäre, hätten nicht die moslemischen Universitäten ununterbrochen Wissenschaft, Philosophie und Technik in Pflege gehalten und ihren Reichtum an Wissensschatzen, ohne zu kargen, von Zeitalter zu Zeitalter allen Völkern zur Verfügung gestellt. Selbst in einem Zeitpunkt, wo das intellektuelle Leben der moslemischen Völker schon schwer unter den Folgen des politischen Niedergangs gelitten hatte, ist es von europäischen Beobachtern doch oft mit Staunen bemerkt worden, wie der moderne Moslem durch alle wissenschaftlichen Studien, die er in Europa trieb, doch immer nur stärker und fester an seinen Glauben gefesselt wurde. Der Richter A. D. Russel vom Hohen Gerichtshof in Trinidad erzählte mir einmal die Geschichte eines jungen Studenten, eines indischen Moslems, aus der Zeit, als sie beide noch jung waren, und an einer englischen Universität studierten. Geblendet von dem westlichen Lichte, begann der indische Moslem an der Güte seiner Religion zu zweifeln und war geneigt, das Christentum anzunehmen. Der christliche Freund riet ihm jedoch zu warten. Denn sie waren wirklich echte Freunde. Zwanzig Jahre später schrieb ihm der Inder aus Bombay: „Ich muß Ihnen danken, daß Sie mich davon abhielten, meine Religion aufzugeben. Ich war noch zu jung und zu unreif, um den ernstesten Kern der Religion des Islam zu verstehen und schätzen zu können. Der Islam ist eine herrliche Religion!“

Warum aber empfinden wir Moslems dies tatsächlich alle? Weil der Islam selbst auf dem Standpunkt steht, daß eine Religion in erster Linie die Vernunft befriedigen muß. Denn der Mensch ist ein Vernunftwesen und weigert sich eines Tages, einem System zu folgen, das seiner Vernunft widerspricht. Das Christentum hat seine Macht über die Herzen der Völker aus zwei Gründen verloren: Einmal entspricht es nicht der erkennenden Vernunft und zum andern handelt es nicht nach der praktischen!

Die Dreieinigkeit beispielsweise ist eine Lehre, die niemand verstehen kann und niemals ein Mensch verstehen konnte, die füglich auch keiner seinen Mitmenschen zu erklären vermag. Die Lehre vor der Erbsünde und der Erlösung des Fleisches durch den Leib Christi ist ein anderer solcher Klotz, den das Christentum gegen die Vernunft und auch gegen die Moral schleudert.

Dagegen nun der Islam! Nach moslemischer Ueberzeugung ist alles Gute göttlich. Und Gott ist einzig, ist das Urwesen und ist unüberwindlich. Wir alle, wir Menschenkinder aber sind selbst

verantwortlich für die eigenen Taten. „Kein Träger von Lasten hat die Last eines Anderen zu tragen“ sagt der heilige Quran. Und die Moslems bezeichnet das heilige Buch wieder und immer wieder als „diejenigen, welche glauben und gute Taten tun“. Welch' hohes und doch welch' naheliegendes Ideal! Schlichte Begreiflichkeit und Vernunft, das sind eben überhaupt die beiden entscheidenden Vorzüge des moslemischen Bekenntnisses. Der Mensch ist nach moslemischer Meinung ein Vernunftwesen und gedeiht als solches am besten in einer vernunftgemäßen, das heißt, in einer innerlich freien Atmosphäre. Freiheit ist das erste und wesentlichste Erfordernis für jeden wirklichen Fortschritt. Die Abwendung von ihr erzeugt dagegen Stillstand und Fanatismus. Tyrannei aber, ob sie sich nun geistig oder körperlich auswirkt, ist dem zeugenden Gedanken feindlich; sie ist der Tod der schöpferischen Fähigkeiten des Menschen. Für die Wahrheit dieser Behauptung gewährt gerade die Geschichte Europas während des Mittelalters die besten Belege. Es ist dies bezeichnender Weise aber jene Zeitspanne, wo das Christentum auf dem Gipfel seiner weltlichen Macht stand. Ein guter und nützlicher Mensch zu sein, das ist dagegen ganz im Sinne der moslemischen Religion. Und ebenso sollte jede echte Religion den Geist von den Schlacken der Vorurteile und des Aberglaubens reinigen, damit den befreienden Erkenntnissen der Eingang geöffnet bleibe. Nur durch solche Maßnahmen vermag eine Religion den Menschen auf die Seite des geistigen und moralischen Fortschritts zu bringen. Der Islam aber verfährt nach solchen Prinzipien, indem er über alle Vorurteile hinweggeht mit dem einen Satz: „Es gibt keinen Zwang in der Religion.“ Mit diesem kurzen Satz hat der Islam allen seinen Bekennern ein ungeheures Geschenk gemacht: das Geschenk der Freiheit! Aber der heilige Quran läd seine Leser auch sonst allerorten ein, selbständig zu entscheiden und nachzudenken; er fordert sie auf, immer und immer wieder nur ihren eigenen Verstand zu gebrauchen! Auf jeder Seite lenkt er unsere Aufmerksamkeit auf das Natürliche und auf das Notwendige. Wie sehr der heilige Prophet darauf bedacht war, selbständiges Denken unter seine Anhänger zu pflanzen, das beweist folgende kleine Episode: Als der Moslem Maas bin Jabal nach Yemen als Stadthalter entsandt wurde, da beauftragte ihn der Prophet auch mit der Rechtsprechung in jenem Lande. Maas versprach, er werde recht sprechen „aus dem Worte Gottes“. „Und wenn du nichts auf diese Weise findest?“ fragte der Prophet. „Dann soll das Beispiel des

Propheten mein Führer sein“, antwortete Maas. „Und wenn du auch dann keine Leitung findest?“ forschte der Prophet weiter. „Dann“ sagte Maas, „werde ich mich meines eigenen Urteils bedienen“. Das gefiel dem Propheten ausgezeichnet, und er lobte ihn und gab ihm ausführliche Unterweisungen mit auf den Weg. Der heilige Prophet teilte seine Gefährten in zwei Gruppen. Die eine sollte über Religion diskutieren, die andere über Wissenschaften. Der heilige Prophet selbst aber wählte sehr oft seinen Platz unter der zweiten Kategorie, wenn beide Vereinigungen in ihren Uebungen begriffen waren. Von Mohammed stammt der Ausspruch: „Die Tinte in des Gelehrten Feder ist heiliger als das Blut der Märtyrer.“ Er war es auch, der lehrte: „Suchet selbst nach Weisheit, und müsset ihr deshalb auch so weit wie nach China wandern!“

Solche Aeußerungen und Sätze verwandten Inhalts gibt es noch viele. Sie sind uns in der Sammlung der beglaubigten Aussprüche Mohammeds, den sog. Hadis-Büchern, in aller Ausführlichkeit erhalten. Sie atmen sämtlich den Geist nachdenklicher Vernunft und einen nimmermüden Durst nach Wissen. In dieser ihrer Eigentümlichkeit aber klingen sie völlig modern. Denn sie treffen damit ja auch den Geist unserer Zeit, die wir in einem Jahrhundert intellektueller Entfaltung leben und stolz sind auf die Selbständigkeit und Freiheit unseres Urteils.

Der Geist intellektuellen Freiblicks aber ist so charakteristisch für Mohammeds Aussprüche, daß man leicht ganz daran vergißt, ihn in jene Epoche zurück zu datieren, in der er tatsächlich lebte. Und doch macht ihn dies erst vollends wunderbar, daß er zu Anfang des Mittelalters bereits als ein völlig heutiger Mensch unter seinen Zeitgenossen auftaucht! Wir aber zweifeln nicht, daß er auch künftigen Geschlechtern ganz so als einer der ihrigen erscheinen wird, wie wir ihn heute zu uns zählen zu dürfen, stolz sind.

NATURGESETZ, RECHTSGESETZ UND SITTENGESETZ IN IHRER GEMEINSAMEN WURZEL

VON HUGO MARCUS

Motto: Die Schöpfung, das ist die unveränderliche, wahre Religion. Aber die Menschen wissen es nicht!

(Quran 30:29)

Im Bereich des Naturgesetzen vollzieht sich jedes Geschehen genau genommen als Glied eines Doppelvorganges, dessen zwei Seiten ein umgekehrtes Vorzeichen tragen. Wir sehen beispielsweise etwas entstehen. Aber was an einem Orte auftaucht, muß zuvor an einem anderen Orte verschwunden sein und umgekehrt. Diese Feststellung ist der Inhalt des Satzes von der Erhaltung der Materie. In Geltung dieses Satzes erscheint jeder Vorgang in der Natur als das eine Glied eines Tausches zwischen Entstehendem und Vergehendem, und wir können allgemein die Behauptung aufstellen: Der Tausch, die Verwandlung beherrscht die Natur.

Der Tausch hat drei Merkmale. 1. Wenn an einem Punkte sich etwas ändert, so bleibt diese Veränderung nicht isoliert, sondern es korrespondiert ihr anderwärts eine zweite Veränderung. Wenn ein Stein seinen Platz vertauscht, so verschwindet er hierorts — erster Vorgang — und taucht unmittelbar darauf anderenorts wieder auf — zweiter Vorgang. Wir begegnen also einer Sozietät zwischen zwei Veränderungen. Und damit wird der Tausch zur ursprünglichsten sozialen Tatsache, sozusagen zum sozialen Grundphänomen in der Natur. 2. Im Tausch haben die beiden, miteinander verknüpften Vorgänge umgekehrten Akzent. Wenn unser Stein rechts schwindet, so hat der Vorgang einen Minus-Charakter. Taucht er gleich darauf links auf, so hat dieses Auftauchen Plus-Charakter. Wenn Wasser seinen Zustand vertauscht und sich in Eis verwandelt, dann hat das Schwinden der Flüssigkeit Minuscharakter, das Entstehen fester Masse Pluscharakter. Beim Tausch wird also stets gegeben und genommen im gleichen Akt. Der Tausch hat einen Januskopf. Sein eines Gesicht heißt Gewinn, sein anderes Opfer. Und erst muß das Opfer gebracht sein, ehe der Gewinn entsteht. Im Tausch enthüllt sich das Opfer nicht minder wie der Gewinn als ein Grundbestandteil alles Daseins, auch des natürlichen. Da sämtliche Vorgänge nur in Tauschakte einbezogen vorkommen, steht alles Geschehen im Zeichen des Minus-Plus. 3. Im Tausch

halten Gewinn und Opfer einander die Wage, und zwischen ihnen beiden herrscht ein Gleichgewicht, eine Gleichwertigkeit. Beispielsweise lehrt das berühmte Energiegesetz, das Grundgesetz alles Naturgeschehens, daß Wärme ihren Zustand vertauschen und in Bewegung übergehen kann. Genau ausgedrückt, läßt sich eine Einheit Wärme in 424 Meterkilogramm Bewegung umtauschen und umgekehrt. Eine Wärmeeinheit muß also geopfert werden, damit 424 Meterkilogramm Bewegung gewonnen werden können, und 424 Meterkilogramm Bewegung müssen geopfert werden, will man eine Wärmeeinheit erlangen. Es herrscht mithin Gleichwertigkeit zwischen einer Einheit Wärme und 424 Meterkilogramm Bewegung. Diese Gleichwertigkeit, die sogenannte *Aequivalenz*, ist das entscheidende Merkmal im Begriff des Tausches. Sie ist auch das entscheidende Merkmal im Bilde der ganzen Natur. Die *Aequivalenz*, das Wertverhältnis zwischen zwei vertauschbaren Erscheinungen, steht in der Natur im allgemeinen unveränderlich fest. Eine Wärmeeinheit z. B. ist immer und überall für 424 Meterkilogramm Bewegung einzutauschen und umgekehrt. Wir sprechen infolgedessen von einem konstanten oder invarianten Wärmeäquivalent für die Bewegung. Das invariante Äquivalent entspricht dem festen Preise für eine Ware. Formulieren läßt sich die *Aequivalenz* mittels der mathematischen Gleichung, die gerade dadurch ihre Bedeutung auf allen Gebieten erhält, daß sie nichts anderes als ein Tauschverhältnis ausdrückt. $2a$ gleich $6w$ heißt ja nur: $2a$ ist gegen $6w$ vertauschbar und $6w$ für $2a$ zu haben und durch $2a$ zu ersetzen. (Gleichungen ausrechnen heißt, Glieder austauschen!)

Zweigliedrigkeit, Opfer und Gewinn, Gleichwertigkeit von Opfer und Gewinn, das sind die drei Merkmale des Tausches. Und da der Tausch, wie eingangs erwähnt, die ganze Natur beherrscht, so lassen sich diese Merkmale an aller irdischen Kausalität nachweisen. Ja Kausalität ist überhaupt nichts weiter als ein zusammenfassender Name für die elementare Sozietät zwischen Ursache und Wirkung. Die Ursache aber muß sich verausgaben, wenn die Wirkung eintreten soll. Das heißt, in der Ursache verkörpert sich das Opfer, in der Wirkung der Gewinn. Und Ursache und Wirkung stehen bekanntlich stets in einem festen Äquivalenzverhältnis. Um eine bestimmte Wirkung zu gewinnen, ist ein ganz bestimmtes, feststehendes Opfer an verursachender Kraft nötig.

Das Doppelgeschehen des Tausches vollzieht sich im Anorganischen so, daß die Natur als Ganzes das Opfer darbringt und den Gewinn davonträgt. Beispielsweise wenn im Kosmos Wärme in Bewegung übergeht. Dann ist es das Weltall, das den Wärmeverlust trägt, und das Weltall, das den gleichwertigen Bewegungszuwachs erhält. An der Summe der spielenden Kräfte hat sich dabei nichts geändert. Nur die Investitionsformen sind vertauscht. Und die Rechnung ist glatt. Wo aber glatte Rechnung ist, wo jemand nicht mehr gewinnt, als er an Gegenwert dafür hergibt, da trägt sein Handeln den Stempel der Gerechtigkeit. Gerechtigkeit ist nämlich, um es vorweg zu nehmen: äquivalenter Tausch. Die Natur nimmt und die Natur gibt. Und sie gibt so viel, wie sie nimmt. Dadurch kommt ein Zug von Gerechtigkeit in alles kosmische Ur-Treiben.

So einfach, wie in der anorganischen Natur, liegen die Umstände aber in der organischen nicht mehr. Denn hier ist die Natur nicht mehr gleichsam mit sich selbst allein und verrechnet Opfer und Gewinn in sich, sondern die Organismen (ja schon die einzelnen Organe eines Körpers) sind selbständige, in sich geschlossene Individuen. Wenn unser Stein dem rechten Ufer des Flusses entzogen wurde, um am linken Ufer anzuschwimmen, so ist die Flußlandschaft deshalb noch nicht bereichert und auch nicht veräußert, sondern sie ist dieselbe geblieben. Wenn aber der Stein aus der Höhle einer Eidechse herausbrach, um auf der anderen Seite des Flusses dem Wohnsitz eines Dachses zuzutreiben, so ist Gewinn und Verlust plötzlich auf zwei verschiedenartige Wesen verteilt, die von einander nichts wissen. Und zwar ist der Eidechse das Opfer auferlegt ohne äquivalenten Gewinn und dem Dachs der äquivalente Gewinn zugekommen ohne entsprechendes Opfer. Und damit stehen wir geradezu an der Wiege alles Unrechts und aller Ungerechtigkeit. Wo sich zwei selbständige Individuen gegenüberstehen, ist vielmehr anstelle des zweigliedrigen Tausches der viergliedrige Akt des Austausches nötig, um die Äquivalenz allseitig zu sichern. Der Austausch aber besteht darin, daß nicht nur ein Ding, sondern zwei Dinge ihren Ort vertauschen: und zwar zwischen zwei Beteiligten. A. opfert beispielsweise eine Axt (erster Akt), und B. empfängt dieselbe Axt als seinen Gewinn (zweiter Akt). Dafür gibt B. aber nun seinerseits einen Gürtel zum Opfer (dritter Akt), und A. empfängt den Gürtel als Gewinn für das Opfer der Axt (vierter Akt). Für A. verwandelt sich die Axt in den Gürtel (wie Wärme sich in Bewegung

verwandelt), für B. der Gürtel in die Axt. Gerechtfertigt aber ist ein solcher Austausch dann, wenn die beiden gegeneinander getauschten Dinge — wie etwa Axt und Gürtel — von beiden Partnern aus freier Willensentscheidung als einander äquivalent angesehen werden. Auch Gerechtigkeit ist also Äquivalenzbildung: nämlich Äquivalenzbildung innerhalb eines Austausches und zwar auf der Grundlage innerer Freiheit. *Volenti fit jus*. Damit enthüllt sich die Gerechtigkeit als die Fortsetzung jener Äquivalenzbildung, die wir bereits innerhalb der anorganischen Natur als Grundaxiom des Tausches antrafen. Die Gerechtigkeit verlängert den äquivalenten Tausch bis mitten in das Zentrum des Psychischen selbst hinein, nämlich ins Willensleben. Und es offenbart sich eine gerade Linie, die von den Grundvorgängen in der anorganischen Natur bis zum Gipfel der organischen Betätigungen, dem Willensakt, hinaufführt. Das Unterschiedliche ist nur dies: Wird in der anorganischen Natur das für äquivalent erachtet, was gegen einander hin- und hergetauscht werden kann, so wird im Sachverhalt der Gerechtigkeit das für tauschbar erklärt, was als äquivalent empfunden wird.

Auf dem Unterbau des gerechten Austausches erhebt sich das Phänomen der sozialen Gemeinschaft (die Gemeinschaft also auf dem Rechtsboden, nicht das Recht auf dem Gemeinschaftsboden). Ja soziale Gemeinschaft bedeutet recht eigentlich gar nichts anderes als gerechten Austausch in vielfältiger Verwebung. Denn eben darin besteht doch die Gemeinschaft, dass jeder den anderen Opfer bringt und solche Gewinne als Gegenopfer von ihnen empfängt, die er wenigstens formell als äquivalent anerkennen muss. Der Opfer Bringende ist der Altruist, der Gewinne Heischende ist der Egoist. Es zeigt sich, dass im Tauschen beide vereinigt sind, und diese Tatsache ist nur die Fortsetzung der Vereinigung, die in der Urnatur selber schon zwischen Entstehen und Vergehen, Empfangen und Geben, Ausatmung und Einatmung, Wärmezuwachs und Bewegungshingabe statt hat. Der Altruist ist die Fortsetzung der Opferseite in der Natur, der Egoist die Fortsetzung der Gewinnseite. Der Altruist in uns, das ist der Produzent, der Egoist dagegen ist der Konsument. Und wie wir Opfernde und Heischende, Altruisten und Egoisten in einer Person sind, so sind wir auch alle Produzierende und Konsumierende zugleich. Unser eigener Leib ist eine Gemeinschaft von Organen, die einander Opfer schulden und Gewinne gewähren. Auch in ihm wirkt also die Minus-Plus-Sozietät des Tausches fort und zwar zum Aus-

tausch gesteigert. Und die Gesellschaft selber ist nur der grossartigste Ausbau jener elementaren Sozietät, die wir in der Zweigliedrigkeit des Tausches zuerst beobachten konnten.

Das Opfer wird im Gemeinschaftsleben Entgelt genannt, der Gewinn aber Gut oder Ware. Das Äquivalenzverhältnis zwischen Ware und Entgelt ist der Preis. Der Preis ist in der Nationalökonomie dasselbe wie das Äquivalent in den Naturwissenschaften. Der Preis ist also die Fortsetzung des naturwissenschaftlichen Äquivalents im Kulturleben. Er bringt Opfer und Gewinn auf beiden Tauschseiten ins Gleichgewicht. Wie es in der Natur aber invariante Äquivalente gibt, die sich nicht ändern, so strebt auch die Wirtschaft zu sogenannten festen Preisen. Diese sind das Analogon zu den invarianten Äquivalenten der Physik und Chemie. — Der Ort, wo sich im Wirtschaftsleben die Äquivalenzbildung zwischen Ware und Preis, Gewinn und Opfer vollzieht, ist der Markt.

Bedeutet Gemeinschaft gerechten Austausch und Gerechtigkeit von beiden Partnern innerlich anerkannte Äquivalenz zwischen Opfer und Gewinn im Austausch, so ist auch nicht länger verborgen, was man als gemeinschaftsstörend und was als ungerecht bezeichnet. Tatsächlich wird Ungerechtigkeit überall da empfunden, wo für ein Opfer überhaupt kein oder nur ein unadäquater Gewinn entgolten wird, und wo für einen Gewinn überhaupt kein oder nur ein unadäquates Opfer dargebracht wird. Und diese Empfindungsweise hat recht. Denn im ersten Falle kommt gar kein Austausch zustande, sodass auch von einem äquivalenten Tauschverhältnis nicht die Rede sein kann. Und im zweiten Falle ist die Äquivalenz zwischen Opfer und Gewinn gestört, auf die es bei der Gerechtigkeit ja eben ankommt. Wir haben es in solchen Fällen vielmehr meist mit dem Tatbestand der Gewalt zu tun. Die Gewalt stellt dem Opfer des Gegenparts nämlich nicht das Anerbieten eigenen Opfer und äquivalenten Gewinnes zum Ausgleich gegenüber, sondern die Drohung noch grösseren Opfers, das ihm auferlegt werden könnte. Nicht im Austausch für ein Gut, sondern um einem noch grösseren Opfer zu entgehen, bringt der von Gewalt Bedrohte jedes Opfer. Gewalt ist also Störung, ja Aufhebung des Austausches selbst und Vernichtung jeder Möglichkeit einer Äquivalenzbildung auf freier Willensgrundlage. Deshalb ist Gewalt böse, und sofern das Recht die Fortsetzung des Naturgesetzes vom äquivalenten Tausch im Willensleben ist, muss Gewalt sogar naturgesetzfeindlich, also un-natürlich, wenn nicht gar widernatürlich genannt werden. Ein Recht

des Stärkeren aber, wie sich die Gewalt wohl euphemistisch nennt, gibt es nicht. Es wäre ein Widerspruch in sich selbst.

Störung, ja Zerstörung der willensfreien Aequivalenzbildung charakterisiert nun auch alle Vergehen und Verbrechen, die das Strafgesetz ahndet. Wer z. B. tötet, beraubt, bestiehlt, der fordert die grössten Opfer vom Gegenpart, aber er verweigert ihm jeden Entgelt. Und andererseits nimmt er die Güter des von ihm Geschädigten für sich schrankenlos in Anspruch, ohne dagegen von sich aus ein Opfer bringen zu wollen. Von einem Austausch ist hier gar nicht mehr die Rede, geschweige denn von einer Aequivalenzbildung im Austausch. Wer aber bedroht, nötigt, erpresst, betrügt, der hindert doch mindestens das Zustandekommen einer wirklich angemessenen, nämlich willensfreien Aequivalenzbildung, weil er einen Druck auf den Willen des Gegenparts ausübt, der nun abbiegend mit in die Wagschale fällt, oder weil er die Grundlagen der Willensbildung verfälscht.

Es gibt allerdings Fälle, wo ein Opfer jemandem abgenötigt wurde, ohne dass ihm ein gewünschtes äquivalentes Gut dafür zum Entgelt geboten ward. Gedacht aber sei, dass dann nachträglich der Opfernde ein anderes Gut erhält und als zureichendes Aequivalent anerkennt, auch wenn er ursprünglich das Opfer nicht um dieses Gutes willen zu bringen geneigt gewesen wäre. Wir sprechen dann von Kompensation und Ersatz. Der Ersatz ist ein äquivalentes Gut, das dem Opfernden bei seinem Opfer zwar nicht als Gewinn vorschwebte, aber nachträglich von ihm doch als zureichendes Aequivalent akzeptiert wird. Der Ersatz ist somit die Resignationsform des äquivalenten Gewinnes.

Als eine Art nachträglicher Ersatz aber erscheint neben dem Schadenersatz nun auch die Strafe. Freilich mit einer gewissen Verschiebung, auf die hier nicht näher eingegangen werden soll. Genug, dass die Schuld des Verbrechers doch darin bestand, dass er ohne Opfer leichterdings gewinnen wollte, dass er das Opfer scheute. Die Strafe stellt sich nun dar als eine Art nachträglich ihm auferlegtes Opfer und somit als die nachträgliche Herstellung eines rechtzeitig unterbliebenen Austauschverhältnisses zwischen Gewinn und Hergabe. In Sätzen wie *Auge um Auge, Zahn um Zahn* wird ein äquivalentes Austauschverhältnis mit primitivsten Mitteln retrospektiv verifiziert.

Am Doppelverhältnis des Austauschs betont die Gewalt vor allem das Opfer des Anderen und den eigenen Gewinn unter Vernach-

lässigung des eigenen Opfers und des fremden Gewinnes. Im Gegensatz zur Gewalt betont die Moral dagegen vor allem das Opfer, das wir selbst bringen müssen und ohne das der Moralische weder ein fremdes Opfer noch eigenen Gewinn annehmen kann. Der moralische Konflikt wurzelt in der Grundtatsache, dass in einer gerechten Welt für einen Gewinn auch ein Opfer nötig ist, in der Januskopftatsache des Tausches also. Und der Konflikt als solcher besteht in der Einsicht, dass oft das Opfer allzu wertvoll ist, um geopfert zu werden, obwohl es doch unvermeidlich gebracht werden muss, wenn wir den entsprechenden Gewinn realisieren wollen. Der moralische Konflikt ist die Wahl zwischen zwei Werten, die uns beide teuer sind und von denen doch einer hergegeben werden muss. Entweder wir bringen dann das Opfer um des Gewinnes Willen oder wir verzichten auf das Opfer, was wiederum ein Opfer bedeutet, das Opfer des Gewinnes nämlich. Um uns in dieser Lage zu kräftigen, steigert die Moral (die von der Ethik zu unterscheiden ist!) unseren Opferwillen ganz allgemein und ruft ihn beständig auf. Sämtliche denkbaren moralischen Instanzen haben denn auch dies und nur dies gemeinsam, dass sie uns zum Opfer befeuern und zur freiwilligen Kreuzträgerschaft für das Schwerere anspornen. Denn nichts anderes als das Opfer und die Wahl des Schwereren propagiert der Pflichtbegriff, der kategorische Imperativ, der Begriff des Sollens und die Gewissenforderung. Dafür ist folgender Sachverhalt bezeichnend. Insofern wir Opfernde sind, sind wir wohl auch Altruisten. Aber nicht dies steht im Vordergrund, sobald das moralische Bewusstsein sich regt. Denn das moralische Urteil zeigt sich durchaus nicht immer bewusst altruistisch orientiert, wohl aber ist es immer bewusst auf das Opfer hin orientiert. Als moralisch wertvoll empfinden wir z. B. einen Menschen, der mit aller Kraft in der Welt vorwärts zu kommen sucht und dafür Opfer an Mühe und Arbeit nicht scheut; und wir empfinden ihn als moralisch wertvoll, auch wenn er nur an sich denkt. Denn er ist opferbereit. Dagegen missbilligen wir moralisch einen Menschen, der zwar vorwärts zu kommen wünscht, aber nicht gewillt ist, dafür die mindesten Opfer zu bringen, und ebenso den, der anderen zu helfen sucht, jedoch auf fremder Leute Kosten (Nepotismus). Die Askese, nicht um ihrer selbst willen geübt, wohl aber als Tauschwert gegen Güter nicht gescheut, dies ist der Inhalt des Moralischen.

Fragen wir aber nach der inneren Geschichte des Opfers, das im

Moralischen gefordert wird, so zeigt sich: In der Natur muss das Eine schwinden, wenn das Andere entstehen soll. Die spezifische Form des Opfers in der Natur und in frühesten Kulturzuständen ist die Vergänglichkeit, verkörpert z. B. im Blut- und Kriegeropfer. Die moderne Form des Opfers, die das alte Blutopfer ablöst, ist dagegen Mühe und Arbeit. Das alte Opfer hieß: für etwas sterben dürfen. Das neue Opfer heisst: für etwas leben dürfen. Denn Mühe und Arbeit sind diejenigen Massnahmen, die auf Ergänzung jedes Verlustes und somit auf Aufhebung der Vergänglichkeit überhaupt hincielen. Mühe und Arbeit sind also das Opfer mit erhaltendem Vorzeichen, welches an die Stelle des Opfers mit zerstörendem Charakter tritt; und sie bilden, zum Beruf verfestigt, der unzähligen Unbekannten ins fernste hinaus zugute kommt, allerdings ein gewaltiges System unfreiwilliger, überfreiwilliger Altruistik. Arbeit und Beruf sind unfreiwilliges, überfreiwilliges Christentum. Wenn wir die Menschheit nur danach beurteilen, was sie an freiwilligem Opfer aufbringt, so werden wir vielleicht verzweifeln. Wenn wir aber im heutigen Berufsleben jenes riesenhafte System eines unfreiwilligen Altruismus sehen, das sich wirklich im 'Beruf verkörpert, so werden wir die Menschheit stark gerechtfertigt finden!

Recht und Moral bekennen sich gleicherweise zum Opfer und zwar im Austausch gegen den Gewinn; das Recht aus natürlichem, die Moral aus sittlichem Grunde. Der Verbrecherische und der Unmoralische dagegen untergräbt das Gleichgewicht zwischen Opfer und Gewinn und zwar von seiten des eigenen Opfers her, das beide schuldig zu bleiben entschlossen sind.

Es gibt aber noch eine andere Gesinnung, die das Gleichgewicht zwischen Opfer und Gewinn zu stören versucht: und zwar auf schöne Weise, wie es der Verbrecher auf schlimme Weise stören will. Diese Gesinnung richtet sich nicht zuvörderst gegen das Opfer, das wir bringen, sondern gegen das Opfer, das wir annehmen müssen. Es ist die Gesinnung der Güte, welche geben will ohne zu nehmen. Letztlich aber wünscht die Güte wohl, das Opfer überhaupt, das Opfer als Begriff, das Opfer auf beiden Seiten aus der Welt zu schaffen (wie der Verbrecher den, dem er es bringen soll). Die Güte ist dem Gesetz des Austausches also gleichfalls feindlich. Und es gibt ein Symbol für die gütige Gesinnung: im Geschenk. Das Geschenk ist ein Gut, dem kein Opfer des Empfangenden entspricht. Das Geschenk kommt über uns, ohne dass wir dafür einen Entgelt schuldig wären. Das Geschenk

zerreißt auf diese Weise symbolisch das allgemeine Gesetz, dass nichts entsteht, ohne dass dafür etwas vergehen und hergegeben werden muss, es zerreißt die Kausalität, der zufolge keine Wirkung ohne Ursache ist. Im Tausch ist das ertauschte Gut bewirkt durch das angebotene und gebrachte Opfer. Das Geschenk dagegen ist Wirkung ohne Ursache. Es ist da, ohne durch ein Opfer herbeigebracht, kausal bedingt zu sein. Und so, ohne Ursache, steht es in der Welt als ein Uranfang, gleichsam als ein Schaffensakt aus dem Nichts, als eine causa prima, als eine kleine Gottestat, als eine ungeheure Kühnheit. Ja, ist nicht die Welt selbst ein Geschenk, insofern sie ohne Anfang ist?

In dieser auf Gesetz und Kausalität, auf Tausch und Gerechtigkeit, auf Rechnung und Handel, mit einem Wort auf die Aequivalenz von Gegenwerten gestellten Welt aber ist Güte, die sich schenkend auswirkt, gewiss nicht immer, vielleicht nie moralisch gut. Es haftet ihr leicht ein Fluch an. Sie demoralisiert den, der sie empfängt: denn Moral ist ja Opfer. Und an konsequenter Güte geht auch der Gütige selbst notwendig zugrunde; inkonsequente, gelegentliche Güte aber ist eben nur inkonsequent und gelegentlich. Die Güte ist unmoralisch, weil sie übermoralisch ist.

Es tut sich im Begriff der Güte vielmehr eine supranaturale, transzendente Welt auf — die Welt der Gnade. Vom irdischen Standpunkt aus ist alle Gnade ungerecht im schönsten Sinne: denn sie verzichtet auf das Aequivalent, auf das Opfer des Gegenleistenden. Von einem transzendenten Standpunkt aus ist dagegen jedes Wesen bereits durch seine Geburt zum höchsten Anspruch berechtigt. Und wird ihm dieser erfüllt, so erscheint dies nur als ein Akt schlichtester Gerechtigkeit. Auch wurzelt die Gnade ja in der Liebe. Und sofern die Liebe das Opfer, das sie bringen darf, selbst noch als Glück und Gewinn empfindet, hört das Opfer allerdings auf, ein Opfer zu sein. So gelingt es der Liebe tatsächlich, eine vollkommene Welt zu konstituieren, die zugleich gerecht ist und doch das Opfer überwunden hat, weil diese Welt auf beiden Seiten ausschliesslich Gewinne kennt. Nur wird die Liebe, die solche Wunder vermag, sich doch sehr rasch am Ende ihrer opferbaren Habe sehen, wenn sie von keiner Stelle her zurückempfängt, was sie unausgesetzt verausgabt. Und ihre Gefahr ist, dass sie eines Tages opferwillig gleichwohl mit leeren Händen dasteht.

Was ist der Urantrieb, der uns zur Gerechtigkeit hindrängt noch

oberhalb dessen, dass sie natürlich und selbst noch dessen, dass sie nützlich ist? Gerechtigkeit ist Aequivalenz zwischen Opfer und Gut, ist Gleichgewicht und also Proportion. Und der Genuss an Gleichgewichten, an Proportionen, ist das Grundelement des ästhetischen Glückes. Das Gleichgewichtsverhältnis als solches ist Schönheit. Das ästhetische Glück schwingt also auch im Gerechtigkeitserlebnis noch mit, wie es sich ähnlich an der Betrachtung von Tausch und Austausch in der Natur befriedigt.

Anmerkung. Wenn in der Natur Wärme verloren wird und in ein entsprechendes Quantum Bewegung übergeht, so ist für das All ebensoviel gewonnen wie verloren und die Aequivalenz, die Gerechtigkeit in der Situation gewahrt. Wenn aber dem Besitzer einer Wärme zeugenden Maschine ebensoviel Wärme abhanden kommt, als einer anderen Person an bewegender Kraft zufließt, ohne dass dabei der Austausch eines Gegenwertes stattfindet, so hat der Eine nur verloren und der Andere nur gewonnen: die Situation ist die denkbar ungerechteste. Wir haben den entscheidenden Einschnitt immer wieder betont, der dort liegt, wo wir von der All-Natur, die überall nur eine ist, zu den Lebewesen übergehen, die als getrennte Individuen existieren. Blicken wir von dieser Cäsur aus einmal auf den Tatbestand der Blutrache und weiter auf die Tatsachen des National- und Rassenhasses. Wo diese Triebe obwalten, da muss der eine Angehörige einer Familie, eines Volkes, einer Rasse für das büßen, was ganz andere Angehörige derselben Familie oder desselben Volkes getan haben bzw. getan zu haben im Verdacht stehen. Die Sache hat ihre Gerechtigkeit, solange die Familie als Ganzes, das Volk als Einheit vorgestellt wird. Denn dann wird dieses Ganze am einen Ort gestraft für das, was dasselbe Ganze am anderen Ort verbrochen hat. Und die Situation ist in sich äquivalent. Bedenkt man aber, dass in einem solchen Fall ganz andere Mitglieder der Familie oder des Volkes die Schuld begingen, als die sind, die gestraft werden, vollzieht man also die Individuation, so zeigt sich, dass hier mit dem Anschein von Recht das grösste Unrecht begangen wird: nur weil die Geister noch in der urtümlichen Vorstellung einer Familieneinheit, eines Volksganzen, einer Rassentotalität begriffen sind und zu individualisieren unterlassen. Das Beispiel möge zeigen, dass auch Betrachtungen, wie die vorstehend gepflogenen, nicht immer nur rein theoretisch auslaufen müssen, sondern dass sich auch Ansatzpunkte für das praktische Urteil aus ihnen erschliessen.

Umgekehrt setzt hier freilich auch ein religiöser Gedankengang ein. Weil wir beobachten, wie oft die einen ernten, was nicht sie, sondern die anderen gesät haben, wie oft die Tat der Väter erst an den Kindern, der Beschluss der Führer erst an den einzelnen Volksgliedern sich lohnt oder straft, deshalb blicken wir wohl von dem Einzelnen fort und aufs Ganze, weil vom Einzelnen aus ein solches, nicht selbst verschuldetes Schicksal leicht ungerecht erscheint, während vom Ganzen der Familie und des Volkes her eine neue Gerechtigkeit in die Schicksalslinie kommt. Die Einheitstendenz speist sich hier also aus dem religiösen Wunsche, den Weltlauf in toto als gerecht empfinden zu dürfen. Und so sehr eine derartige Betrachtung sub specie aeterni an sich gerechtfertigt ist, so schädlich wäre sie, wenn man sie juristisch, sub specie temporis zur Anwendung bringen wollte.

DER ISLAM ALS WELTIDEE

VON SADR-UD-DIN

DER Islam ist nicht nur eine von den fünf grossen Weltreligionen, sondern er ist die Religion der Menschheit schlechthin. Er gehört keinem besonderen Volke, auch keinem besonderen Lande zu. Für seine Wahrheiten gibt es weder im Raum noch in der Zeit eine Begrenzung. Er ist mit dem Menschengeschlecht selbst auf die Welt gekommen und wird mit jedem Menschenkinde aufs neue geboren: denn er ist der menschlichen Natur wesensgemäss und wohnt ihr auch ohne besondere Belehrung bereits inne. In diesem Sinne sagt der heilige Prophet Mohammed, dass „jedes Kind ein geborener Moslem“ sei. Es mag ein Kind also im Osten oder im Westen der Erde geboren werden, dieses Kind mag in frühesten Menschheitstagen zur Welt gekommen sein oder heute, ja in kommenden Jahrhunderten seine Lebensreise beginnen: immer wird es ein Moslem sein und bleiben!

Denn der Begriff „Islam“ hat tatsächlich einen allumfassenden Sinn. Islam bedeutet nämlich nichts anderes als: Gehorsam gegen Gott und Unterwerfung unter seine göttlichen Gesetze. Wer also stets den göttlichen Gesetzen folgt, der ist ein Moslem, und auch jeder, der in irgend einer Vergangenheit diesen Gesetzen gehorcht hat, war bereits Moslem. Denn da der Islam mit der Menschheit zugleich geboren ist, so gab es ihn auch schon vor der Aussendung des heiligen Propheten Mohammed. Dieser behauptet ja auch nirgends, dass er der

Menschheit eine neue Religion gebracht habe. Nein, ganz im Gegenteil, die Religion, die er verbreiten wollte, sie existierte schon längst, und sie war auch von Zeit zu Zeit immer wieder von den verschiedenen, älteren Propheten wie Abraham, Moses und Jesus (möge Gott sie segnen!) verkündet worden. Für jeden, der denken will, liegt es doch klar auf der Hand: Da Gott ewig, allgegenwärtig und allwissend ist, so kann er uns nicht eine Religion heute und eine andere Religion morgen gesendet haben. Sondern da die Natur des Menschen überall in der Welt und zu allen Zeiten die gleiche war und geblieben ist, so muss es auch stets die gleiche Religion geblieben sein, die Gott durch die verschiedenen Propheten der verschiedenen Völker verkünden liess. Gewiss erfordern besondere Zeitverhältnisse auch besondere Belehrungen; aber das darf die Hauptprinzipien nicht beeinträchtigen. So ist es tatsächlich das Grundwesen aller Verkündigung, dass sie, ein und derselben Quelle entsprungen, sich auch niemals widersprochen haben kann. Sehen wir die Dinge aber unter diesem Gesichtswinkel, dann erweitert sich plötzlich unser Blick. Und die gesunde und logische Einsicht, zu der wir gelangt sind, erweist ihren unendlichen Nutzen für Menschheit und Menschlichkeit. Denn wir erkennen nun in allen Völkern und allen Individuen Genossen und Mitempfänger der gleichen Botschaft von Gott. Und wir beginnen diejenigen zu verehren, die der Menschheit Gottes Verkündigung überbrachten, gleichviel, zu welcher Zeit und unter welchem Volke sie erschienen sind. Als rechte Moslems ästimieren wir deshalb Abraham, Moses und Jesus gleichermassen wie den heiligen Propheten Mohammed. Und als rechte Moslems achten wir auch das Alte und das Neue Testament, weil sie göttliche Kunde sind. So ist die schönste Blüte islamischer Religiosität eine Toleranz, die alles, was göttlich ist, mit einbezieht in den Kreis der zu verehrenden Dinge!

Es verdient hervorgehoben zu werden, dass der Prophet des Islams es vermied, die Religion, die er verkündete, nach seinem eigenen Namen Mohammedanismus zu nennen. Diese Bezeichnung hätte ihm nicht nur allzu ruhmredig geklungen, nein, sie hätte die Geltung seiner Lehre ja auch zeitlich begrenzt und in ihrer Ausdehnung gefährdet. Es hätte scheinen können, als ob nur diejenigen, die sich zu seiner Person bekennen, an seiner Lehre Anteil haben. Der Prophet aber — wir haben es schon hervorgehoben — war ja der Meinung, dass „jedes Kind als Moslem geboren wird.“ Und so denkend, befand er sich in Uebereinstimmung mit Gottes eigenen Worten, welche

lauten: „Wende dein Antlitz aufrichtig zur Religion, d.h. zur von Gott erschaffenen Natur, dergemäss er die Menschheit erschuf — Gottes Schöpfung verändert sich nicht — sie ist die wahre Religion, aber die meisten Menschen wissen es nicht“ (Quran 30:29).

So ist es also tief begründet, dass unsere Religion Islam und nicht Mohammedanismus genannt wird. Aber die Europäer wissen das nicht, sie gebrauchen meist die Bezeichnung Mohammedanismus und für die Gläubigen des heiligen Qurans das Wort Mohammedaner. Beides ist falsch und zeugt von ungenügendem Eindringen in die Lehren des Islams. Jene Worte sind vielmehr nach Analogie der Ausdrücke Christentum und Christen gebildet. Und es muss selbst bestritten werden, dass die Ausdrücke Christentum und Christen zu Recht bestehen, da sie im Neuen Testament keine Stütze haben. Jedenfalls aber sind Mohammedanismus und Mohammedaner-Worte, die in der islamischen Literatur nicht existieren. Sondern der heilige Quran nennt uns ausdrücklich Moslems (22:78), unsere Religion aber Islam (3:17). Und zwar findet sich das Wort Islam im heiligen Quran acht Mal verwendet, das Wort Moslems sogar neununddreissig Mal. Besonders interessant ist es, dass der Prophet Mohammed die Bezeichnung Moslem auch auf sich anwendte (6:164; 10:73). Er war ein Moslem, wie wir es sind, und er folgte denselben Gesetzen wie wir. Aber könnte man Christus einen Christen nennen, und wenn nicht, wie soll man ihn religiös einreihen? Auf diese Frage lässt sich schwer eine Antwort finden. Ebenso absurd aber wäre es, zu sagen: Christus folgte den Geboten des Christentums. Nein, er folgte den Gesetzen, die er von Gott empfing, und ermunterte seine Anhänger, ein gleiches zu tun. Er verkündete, dass man den Willen des Schöpfers erfüllen müsse, und er verknüpfte die Liebe zu Gott mit der Nächstenliebe. Mit einem Worte: seine Religion bestand im Gehorsam gegen den Weltenlenker und in der Unterwerfung unter dessen Gebote. Und eben dieses ist buchstäblich der Sinn auch des Wortes Islam! Christus jedenfalls würde die Benennung „Christ“ für sich schwerlich anerkannt haben, denn was hätte sie ihm bedeuten können? Alle jene Bezeichnungen, die sich von Persönlichkeiten herleiten, wie christlich, buddhistisch oder mosaisch, sind ja überhaupt in Wahrheit viel zu eng und zu historisch gebunden, um für den Ewigkeitsgehalt der göttlichen Verkündigung das rechte Kennwort abzugeben. Ein Name hingegen, der von jeder zeitlichen und nationalen Bindung frei, nur Unterwerfung unter Gottes Willen und Folgsamkeit gegen Seine Befehle bedeutet, ein solcher Name ist aller-

dings würdig, die Bezeichnung für eine Religion abzugeben, welche so verbreitet wie die Menschheit und so alt wie die Menschheit ist. Und so birgt der Islam nicht nur die herrlichste, naturgemässeste Lehre, sondern er fand dieser Lehre auch den besten, sinngemässesten Namen.

OMAR DER GROSSE.

VON F. K. KHAN DURRANI

NÄCHST dem hl. Propheten Mohammed ist die bedeutendste Gestalt der moslemischen Geschichte wohl die Omars des Großen. Omar war der zweite in der Reihe der Kalifen. Die Einheit Arabiens, die der Prophet nach schweren Kämpfen zum ersten Mal in der Geschichte hergestellt hatte, wurde durch dessen unmittelbaren Nachfolger, den Kalifen Abu Bekr zunächst noch gefestigt. Mit Omars Thronbesteigung begann dagegen jene romantische Periode der Eroberungen, welche in erstaunlich kurzer Zeit zu ungeahnten Erfolgen führte. Omars Kalifat hat nur zehneinhalb Jahre gedauert. In diesen zehneinhalb Jahren sind Aegypten und ein großer Teil Asiens unter moslemische Herrschaft gekommen: nämlich Palästina, Syrien, Mesopotamien, Persien, Afghanistan, sowie das alte Perserreich, das damals bis ins Herz Mittelasiens reichte. Das byzantinische und das persische Reich waren die beiden Gross- und Vormächte jener Epoche. Es liess sie nicht ruhen, daß neben ihnen ein junges Staatsgebilde aufstrebte, und daß eine neue Religion sich auszubreiten begann. Deshalb stürzten sie sich auf den eben erst einigermaßen erstarkten Islam, um ihn zu Boden zu werfen. Sie wurden aber zerschmettert. Da nun sowohl in Persien wie in Aegypten vor dem Auftreten des Islam zahlreiche Religionsverfolgungen stattgefunden hatten, die dem Geschichtskundigen nur zu gut bekannt sind, so ist es natürlich, daß die Moslems überall als Befreier von unerhörtem Druck empfunden wurden, wohin sie als Eroberer kamen, und daß sie geradezu als eine „Gnade des Himmels“ erschienen. Wir werden davon noch zu reden haben. Hier sei nur soviel festgestellt: welches auch der Kulturgewinn für die Welt war, der daraus erwuchs, daß der Islam so viele Länder eroberte, — in erster Linie wurde seine politische Machtausdehnung doch für seine religiöse Mission von unschätzbbarer Bedeutung. Denn unter der politischen Vorherrschaft der Kalifen fand der sich aus eigener Kraft verbreitende Genius des islamischen Glaubens wenigstens keine äusseren

Hindernisse mehr; und immer neue Gebiete wurden seinem segensreichen Einfluss erschlossen. Auf friedlichen Bahnen aber und ohne dass die politische Eroberung die Wege bereitet hätte, vermochte sich damals keine Lehre, und auch die vollkommenste nicht, durchzusetzen. Denn die Zeiten waren dunkel und barbarisch; eine friedliche Missionsarbeit war von vornherein undenkbar. Gab es doch Völker, die ihre Volksgenossen wegen der geringsten Meinungsverschiedenheit schon steinigten, marterten, verbrannten. Wie hätte man hoffen sollen, unter ihnen reibungslos einer neuen Religion Geltung zu verschaffen. Der Kaiser von Persien hatte des Propheten Brief in Zorn und Verachtung zerrissen und hatte die Gefangennahme des Propheten befohlen. In den christlichen Ländern aber musste sich die Situation noch mehr zuspitzen, denn die Moslems sahen in Jesus keinen Gott, sondern nur einen grossen Menschen und Propheten. Wie sollten die Christen sich darein fügen, dass eine solche Anschauung in ihren Ländern Ausdehnung gewann! Als die Moslems diese Länder aber eroberten, da bedeutete das zugleich die Sicherung des religiösen Friedens auf der ganzen Linie. Denn der Islam brachte Moslems und Nicht-Moslems die gleiche religiöse Duldung entgegen. Noch wichtiger aber womöglich war der innere Gewinn, den der Islam aus seinen weltlichen Eroberungen davontrug. Man muss sich nur erinnern, dass der Islam niemals eine weltfremde Religion der Klosterzelle war und sein wollte, sondern dass er eine Religion des praktischen Lebens, der täglichen Anwendung ist, die jede Situation des bürgerlichen Daseins regelt. Eine solche Religion kann sich naturgemäss nur dann in all ihrer Segensfülle entfalten, wenn sie eine breite Basis für ihre praktische Anwendung vorfindet. Und sie wird ihre innere Wahrheit umso herrlicher bewahren, je ausgedehnter die Grundlage ist, an der dies geschehen kann. Fern liegt es dem Islam, sich in einem unfruchtbaren Idealismus zu erschöpfen, der halt- und beziehungslos in der Luft hängt. Nein, er stellt praktische Normen auf, die das soziale Zusammenleben der kleinsten Familie wie des grössten Landes regeln. Von dem Grundsatz ausgehend, dass die ganze Menschheit in Wahrheit eine einzige Gemeinschaft ist, gibt er insbesondere Weisung, wie die Haltung der Angehörigen einer Rasse zu denen einer anderen sein soll, und wie die Anhänger einer Religion sich zu den Anhängern einer anderen Religion zu verhalten haben. Mohammed selbst, der heilige Begründer des Islams (Gottes Segen möge auf ihm ruhen) verkündete diese grossen Wahrheiten. Aber er betätigte sie auch

selbst im reichsten Masse, bevor er dahinging und seinen Nachfolgern den Platz überliess. Er gab ein Beispiel in peinlichster Beobachtung aller Vertragsverpflichtungen, die er gegenüber Nichtgläubigen einging, und durch Gewährung ausserordentlicher Vorrechte an die christlichen Gemeinden. Auch hat er den Geist seiner Lehre durch die gastfreundliche Behandlung genugsam bewiesen, die er der christlichen Deputation von Nejeran zuteil werden liess, als er ihr gestattete, ihren Sonntagsgottesdienst in der Moschee abzuhalten. Seinen Nachfolgern hat er damit gezeigt, wie auch sie sich zu den Nichtmoslems stellen sollten. Vom religiösen Standpunkt aus aber liegt die grosse Bedeutung von Omars Kalifat darin, dass nunmehr ein viel weiteres Gebiet, als Arabien es war, für die Betätigung so toleranter Gesinnungen und Grundsätze sich eröffnete, wie sie der Islam der Welt gebracht hat. Der Islam konnte nun zeigen, dass er tatsächlich in der Lage ist, mit seinen Prinzipien internationaler und überkonfessioneller Verständigung im wirklichen Leben zu bestehen und umso besser zu bestehen, in je grösseren Formen er sich auswirken konnte. Indem jene Grundsätze sich aber über weiteste Länderstrecken verbreiteten, fassten sie unvertilgbar Fuss in der Welt. Durch ihre Anwendung im grossen Masstabe in Persien, Syrien, Aegypten, Afghanistan wurden jene Grundsätze sozusagen für immer der Welt dargestellt und unvertilgbar ihr aufgeprägt. Das ist des Kalifen Omar unvergängliches Verdienst.

Dabei ist Omar aber nicht aus eigenem Antrieb auf Eroberungen ausgegangen. Wie jeder grosse Mann war er ein Gegner des Krieges. Seine Kriege wurden ihm aufgezwungen. So war es auch mit dem Angriff auf Persien, zu dem er sich sehr spät erst entschloss. Die moslemischen Provinzen wurden beständig von den Persern in Unruhe versetzt. Die Perser unternahmen unausgesetzt Einbrüche und Plünderungszüge, und sie zettelten schliesslich auch innere Unruhen, Verschwörungen und Aufstände an. Da erst riss Omar die Geduld. Denn es war klar, dass die moslemischen Länder niemals zu Ruhe und Frieden kommen würden, solange die derzeitige Königsfamilie in Persien an der Macht war. Grundsätzlich hat Omar den Krieg in dem Masse verabscheut, dass er ausrief: „Oh wäre da ein Gebirge aus Feuer zwischen uns und Persien, sodass weder sie uns angreifen könnten, noch wir sie!“ Trotz solcher Gesinnung aber dachte er nicht daran, die andere Wange hinzureichen, wenn ihm auf die eine ein Schlag versetzt wurde. Wir sind auch der Meinung, dass kein grosser Mensch

wirklich so handeln kann, der zu seinem Ziel kommen will und des Lebens Wärme und Energie in seine Adern fühlt. Ja, ein solcher Mann darf es sich garnicht gestatten, bis zu diesem Grade ein Freund des Friedens zu sein. Am allerwenigsten aber darf derjenige so weit in seiner Friedensbereitschaft gehen, dem die Sicherheit und das Wohl seines Volkes anvertraut ist. So zog Omar denn, obgleich ein Gegner des Krieges, gegen Persien zu Felde, als er erfuhr, dass die Perser ihre Sklaven und Leibeigenen auf Arabien zuführten, um zu einem mächtigen Schlag gegen den Islam auszuholen. Damals warf Omar jede Unze seiner Energie in den Kampf. Und zwar hatte er zunächst noch mit Bedenken in seinen eigenen Reihen zu ringen. Es war eine der schicksalsschwersten Stunden, die er durchlebte. Denn ihm stand die Versammlung der Volksgenossen zur Seite, die der Islam, der demokratisch ist und keinen Despotismus duldet, jedem Kalifen beiorndet. Und die Stimmen in dieser Staatsrate waren geteilt. Da ergriff Omar das Wort. Und wenn er öffentlich sprach, war er allerdings der geborene Herrscher über die Menschen. So gross stand er da, so ragte er, dass seine turmhohe Figur weit über die Masse des ihn umgebenden Heeres hinaus sichtbar war. Eine machtvolle Hülle nannte er sein eigen, aber auch eine gebietende Stimme. Wir können ihn uns gut vorstellen, wie der wunderbare Strom seiner Beredsamkeit aus ihm herausfuhr. Denn Omar war ein Meister in der Kunst der Rede, der selbst in den vorislamischen Tagen, die man „die Tage der Unwissenheit“ nennt, schon Ruhm geerntet hatte. Dabei verabscheute er alle rednerischen Kunstgriffe. Omar sprach vielmehr kurz, klar, durchsichtig, in prägnanter Ausformung des Sinnes, ohne Winkelzüge. Gerade damit aber gewann er das Ohr seiner Männer. Und seine Beredsamkeit entflamte das Herz ganz Arabiens. Ein Riesenheer strömte zusammen und wurde nach Mesopotamien gesandt, die Flut der persischen Invasion zu hemmen. Omar dirigierte von Medina aus die Schlacht, die hunderte von Meilen entfernt in Mesopotamien tobte. Es gelang ihm mit Hilfe seiner tapferen Getreuen, den Sieg an sich zu reissen. Persien wurde niedergeschmettert und der Islam war gerettet!

Wie aber verhielt sich Omar gegen die unterjochten Völker? Die Moslems nahmen sie in ihren Schutz. Die besiegten Völker waren hinfert sicher vor allen Invasionen ihrer Nachbarn. Als Erkenntlichkeit für diesen Sicherheitsdienst, den die Moslems für sie versahen, wurde von ihnen eine Steuer erhoben. Das war aber auch die einzige der-

artige Abgabe, die sie zu leisten hatten. Von den Moslems selbst wurde bekanntlich die Sakatsteuer bezahlt. Von dieser waren die Nichtmoslems frei. So standen Moslems und Nichtmoslems steuerlich auf derselben Stufe der Behandlung. Dass die Nichtmoslems ihre Abgabe nur zu leisten hatten als Gegenleistung für den gewährten Schutz und anstelle des Militärdienstes, von dem sie befreit waren, geht aus folgender Tatsache hervor. Die Steuer wurde denen erlassen, die militärischen Dienst leisteten. Und wenn eine Gemeinschaft einmal irgend einen militärischen Beistand gewährte oder Sicherheitsdienst leistete, so brauchte sie während des ganzen laufenden Jahres keine Steuer zu entrichten. Noch deutlicher lässt folgende Episode erkennen, in welchem Geiste das Steuerwesen gehandhabt wurde. Eine der grossen Entscheidungsschlachten in der frühen Geschichte des Islam ist die Schlacht von Jarmuk. Hier wurde die Macht des oströmischen Reiches endgültig gebrochen. Bevor es zu dieser Schlacht kam, hatten die Moslems bereits einen bedeutenden Teil Syriens erobert. Und man hatte die Steuer von den Einwohnern erhoben. Da gelangte die Nachricht an die Moslems, dass in Jarmuk ein ungeheures christliches Heer gegen sie bereit stünde. Die Moslems glaubten nun, die Stadt nicht länger halten zu können, sondern fanden es geraten, sich zurückzuziehen. Aber vor ihrem Abmarsch gaben sie den Einwohnern die bereits erhobene Steuer zurück und sagten ihnen: „Wir sind nicht in der Lage Euch zu schützen; deshalb müssen wir das Geld an Euch zurückgeben, das Ihr uns für diesen Zweck gezahlt habt!“ So handelte ein moslemischer General. Und nun vergleiche man einmal, wie es die europäischen Völker und Feldherren in den modernen Kriegen gemacht haben. Ob man dann noch sagen wird, dass die europäischen, imperialistischen Nationen die einzigen vertrauenswürdigen Mandatare der Menschheit sind?

Der Islam legte eben zu allen Zeiten grossen Wert auf das Halten einmal eingegangener Verpflichtungen, und Omar folgte darin bedingungslos den Geboten des Islams. So wäre er als Eroberer von Persien beispielsweise berechtigt gewesen, das gesamte Privateigentum der früheren Königsfamilie für den Staatsschatz und zu eigener Verfügung zu anektieren. Aber als wahrer Moslem und Demokrat wünschte er, jene Güter dem Volke unmittelbar und zwar jedem einzelnen Manne zugute kommen zu lassen. Als deshalb Steine aus den Ruinen der alten Paläste zum Bau eines öffentlichen Gebäudes entnommen wurden, da liess er die Steine abschätzen, und der Preis wurde den Volks-

genossen vergütet, indem man ihn von den Steuern abrechnete. Soviel über Omars soziale Gesinnung.

Welches aber war seine Haltung als Fürst und Kalif, und was tat er, um moslemische Sitte und Sittlichkeit in der Welt auszubreiten? Sobald ein Land erobert war, galt unter seiner Herrschaft Leben und Eigentum der Bewohner für die Moslems als heiliges Pfand. In Dingen der Religion blieb jenen völlige Freiheit. Ihre Kirchen und Opferstätten wurden geschützt. Ihre Priester waren von jeder Steuer befreit. Und dies ist die wahre Ursache für die gewaltige Verbreitung des Islam in jenen Tagen! Sie beruht in der Duldsamkeit der Moslems gegen die religiösen Ueberzeugungen und Gebräuche anderer Völker, in der peinlichen Innehaltung aller ihrer Versprechungen, im hohen Stande ihrer Sittlichkeit, in der Reinheit ihres Wandels und in dem demokratischen Geiste, der bei ihnen herrschte und noch herrscht.

Persönlich war Omar als Kalif ein unermüdlicher Arbeiter. Für ihn galt das arabische Wort: Das Haupt einer Gemeinde ist deren Diener. Und niemals hat je das Oberhaupt eines Volkes dieses Wort unverbrüchlicher bestätigt als Omar. Während seiner Regierung herrschte einmal Hungersnot in Arabien. Omar griff sofort persönlich ein, organisierte Hilfe und verbrauchte erst die gesamten Ersparnisse seiner Schatzkammer, ehe er Unterstützung von den Provinzen anforderte. Um den Transport des Getreides von Aegypten her zu erleichtern, wurde ein Schifffahrtskanal gebaut, der den Nil mit dem Roten Meer verband. Und es spricht für die Emsigkeit des Herrn wie der Arbeiter, dass dieser Kanal innerhalb von sechs Monaten vollendet war. Omar hat auch sonst zahlreiche Kanäle im Lande angelegt, was damals dasselbe war, wie wenn man heute Eisenbahnlinien schafft. Interessant ist, dass unter Omars Herrschaft sogar der Plan auftauchte, das Rote Meer mit dem Mittelländischen Meer durch einen Kanal zu verbinden. Aber der Plan musste aus militärischen Gründen fallen gelassen werden. Omar, der den Frieden liebte, wollte die Begehrlichkeit der römischen Kaiser nicht wecken, indem er das Herz des moslemischen Reiches den römischen Flotten aussetzte.

Wie so viele orientalische Monarchen, pflegte Omar bei Nacht durch die Strassen seiner Hauptstadt zu gehen, um nach dem Volke zu sehen, das seiner Hut anvertraut war. Während die Seinen schliefen, hielt er Wacht. Bei solchen Gelegenheiten blieb er gewöhnlich unerkannt. Als er bei einem seiner Streifzüge durch die islamischen Gebiete Syriens heimkehrte, sah er zur Seite des Weges ein Zelt.

Da fand er eine alte Frau. „Weisst du etwas von Omar?“ fragte er sie. „Ja“, sagte sie, „er ist auf dem Heimweg von Syrien. Die Vernichtung treffe ihn, er hat mir nichts gegeben!“ Die Aeusserung der alten Frau betraf offenbar die Auszahlung von Pensionen, die Omar zugunsten alter Leute eingeführt hatte. Omar antwortete: „Omar kann die Verhältnisse in einem so ausgedehnten Lande nicht alle überblicken“. „Warum ist er dann Kalif, wenn er die Situation seiner Untertanen nicht kennt!“ antwortete die alte Frau. Da weinte Omar. — Ein ander Mal des Nachts in Medina! Omar ging durch die Strassen, begleitet nur von seinem Diener, der als einfacher Junge aus dem Volke gekleidet war. Plötzlich vernahm er das Wimmern von Kindern. Als er nachforschte, fand sich, dass da eine Familie wohnte, die keinerlei Nahrung im Hause hatte. Die Kinder weinten vor Hunger, und die Mutter gab sich Mühe, sie zu beschwichtigen. Da ging Omar in das Staatsmagazin zurück, stellte Säcke mit Lebensmitteln zurecht und forderte seinen Diener auf, sie ihm auf den Rücken zu laden. Darauf erbot sich der Diener, die Säcke seinerseits zu tragen. „Aber am Tage des Gerichts wirst du nicht da sein, meine Last zu tragen!“ antwortete der Kalif. Nachdem er die Lebensmittel an die Mutter der Kinder ausgeliefert hatte, half er ihr auch noch eine Mahlzeit zu bereiten. Die Kinder assen, es schmeckte ihnen herrlich, und sie tanzten vor Freude. Die Mutter aber segnete den gütigen Spender aus Herzensgrunde. „Möge Gott Euch segnen!“ sagte sie. „Ihr müsset Kalif sein an Omars Stelle!“ Sie ahnte nicht, zu wem sie diese Worte sagte.

Omar war auf einer seiner üblichen Nachtwanderungen, da erblickte er einen Beduinen, der vor seinem Zelt sass. Während er ein paar Worte mit ihm wechselte, hörte er einen Schrei aus dem Zelte. Er erkundigte sich nach der Ursache. „Es ist mein Weib!“ sagte der Beduine. „Sie liegt in Kindeswehen.“ Da eilte Omar nach Hause und holte seine Gattin. Nachdem der Beduine ihr den Zutritt gestattet hatte, betrat sie das Innere des Zeltes. Omar blieb bei dem Manne. Kurze Zeit darauf wurde das Kind geboren. Da rief seine Gattin dem Omar zu: „Gebietet der Gläubigen, gratuliere deinem Freunde!“ Als der Beduine die Worte hörte „Gebietet der Gläubigen“, da erschrak er und nahm eine ehrfurchtsvolle Haltung ein. „Lass das“, sagte Omar, „und komm morgen zu mir. Ich werde dem Kinde eine Dotation aussetzen!“

Solcher Art war Omars nächtliches Beginnen. Aber auch am Tage

widmete er jede freie Stunde, die ihm sein Amt liess, dem Dienste des Volkes. Während der Feldzüge, als die Heere in Persien und Syrien kämpften, betätigte er sich als öffentlicher Brief-Schreiber in Medina. Er brachte die Briefe, welche von der Front kamen, auf Wunsch selbst in die Häuser der Soldaten. Dann pflegte er sich auf die Schwelle zu setzen und die Antwort der Soldatenfrauen niederzuschreiben, die jene ihm diktirten. Er übernahm es, den täglichen Bedarf für die Familien einzukaufen und ihre Pakete zu transportieren. So Omars Privattätigkeit. Vielleicht könnte man nun fürchten, dass ein Mann, der solcher Demut im Dienste seiner Volksgenossen fähig war, nicht die rechte Kraft aufbrachte, die Angelegenheiten eines grossen Reiches zu leiten. Insbesondere wird man ihm vielleicht nicht die Autorität zutrauen, die gegen die Regenten der einzelnen Provinzen nötig war, da diese Männer sich doch selbst als grosse Eroberer bewährt hatten. Doch in solchen Vermutungen würde man irre gehen. Ein Blick in den Verwaltungsapparat, den Omar schuf, zeigt vielmehr, wie sehr er Gebieter sein konnte. Wenn er einen Regenten ernannte, so schärfte er ihm in einem besonderen Schriftstück die Pflichten ein, deren Erfüllung er von jenem erwartete. Um Missbräuche in der Verwaltung zu verhindern, traf er verschiedenartige Massnahmen. Die Regenten erhielten z. B. sehr beträchtliche Gehälter, damit Geld für sie keine Versuchung mehr sei. Bei ihrer Ernennung aber liess er eine Liste ihrer Besitztümer aufstellen. Und machten sich bei einem von ihnen während der Amtszeit ungewöhnliche Anzeichen dafür geltend, dass er sich bereicherte, so wurde eine Untersuchung eingeleitet. Fand sich dann irgend eine Unregelmässigkeit, so wurde der Betreffende entlassen und in Acht und Bann getan. Omar hatte seine eigenen Agenten, die ein wachsames Auge auf die Provinzialregenten haben und den Kalifen von jedem Ereignis in den Provinzen unterrichten mussten. Zur Zeit der Pilgerfahrt hatten sich alle Regenten dem Kalifen vorzustellen, und wenn irgendwelche Klagen vorlagen, wurde schleunigst eine Untersuchung vorgenommen und alles, was nicht in Ordnung war, ausgeglichen. Omar veranlasste die Bewohner der Provinzen häufig, ihm ihre Abordnungen zu senden und ihm über das Verhalten seiner Regenten Bericht zu erstatten. Oft ernannte er königliche Kommissionen, wenn es galt, örtliche Klagen zu untersuchen.

Omar war selbst die verkörperte Einfachheit, und er verlangte auch von seinen Regenten, dass sie strengste Einfachheit walten liessen.

Sie sollten keine vornehmen Gewänder tragen, und sie sollten vor allem keine Türsteher vor ihren Pforten haben. Denn ein Regent sollte für jedermann aus dem Volke erreichbar sein, und niemandem sollte ein Hindernis in den Weg gelegt werden, der ihn zu sprechen verlangte. Eines Tages ging Omar durch die Straßen von Medina, als er den Ausruf hörte: „Oh Omar, glaubst du, du wirst der Gerechtigkeit Gottes entschlüpfen, wenn du deinen Regenten ein paar scharfe Verweise und Vorschriften erteilst? Weisst du, dass Ayyaz bin Ghanam, das Haupt Aegyptens, schöne Kleider trägt und sich einen Türsteher hält?“ Omar gab augenblicklich Befehl, dass Ayyaz in demselben Zustande zu ihm zu bringen sei, in dem er vorgefunden werde. Da zeigte sich, dass jene Anklagen der Wahrheit entsprachen. Nun wurde Ayyaz nach Medina gebracht, und Omar befahl, dass ihm sein Prachtgewand ausgezogen und statt dessen ein Kamelhaarkleid angezogen wurde. Dann wurde ihm eine Herde Ziegen beigegeben, und er erhielt den Befehl, sie auf die Weide zu führen. Ayyaz wagte nicht, sich zu widersetzen, obwohl er beteuerte, dass es besser wäre, er stürbe. „Warum willst du dich schämen,“ meinte Omar, „da doch dein Vater, weil er ein Ziegenhirt war, Ghanam genannt wurde!“ Saad Waggas, der Eroberer von Mesopotamien und Persien, hatte sich einen Wohnsitz erbaut, der ein Vorzimmer enthielt. Auf Befehl Omars wurde das Vorzimmer niedergebrannt, während Saad zusehen musste.

Umru bin Aas, der Eroberer Aegyptens, hatte, nachdem er das Land unterworfen hatte, eine bestimmte Gemeinde in die Sklaverei geschickt und die Männer unter die Soldaten verteilt. Als Omar davon erfuhr, tadelte er Umru scharf: „Sie wurden als Freie von ihren Müttern geboren, wie konntest du sie zu Sklaven machen?“ Die Leute wurden aufgespürt, nach Aegypten zurückgebracht und als freie Männer in ihrem Geburtsland angesiedelt.

Es ist unmöglich, in einem kurzen Artikel auch nur entfernt eine erschöpfende Uebersicht zu geben über Omars Verwaltungstätigkeit und das Geschick, mit dem er dabei operierte. Zehn und ein halbes Jahr eines äusserst tätigen Lebens und das Feld solcher Arbeit ein Riesereich: da liesse sich natürlich vieles sagen, was hier nicht mehr Platz hat! Vergleicht man ihn aber mit alten und neueren Monarchen, so wird man wohl mit den orientalischen Geschichtsschreibern übereinstimmen, welche ihn den grössten Monarchen nennen, den die Welt gesehen hat.

Als Persönlichkeit war er jedenfalls von beispielloser Vielseitigkeit. Er war Eroberer und Verwalter, Jurist und ein Mann der literarischen Interessen, sozialer Organisator und religiöser Führer in einem. In der Geschichte des Islam aber hat Omar noch einen besonderen Namen: Er heisst *Alfaruq*, der grosse Richter! Denn besonders liess er sich die Rechtspflege angelegen sein. Um die Dinge hier immer besser zu gestalten, trennte er frühzeitig den Strafvollzug von der Rechtsprechung. Saïd bin Zabîr war Richter in Medina. Einst erschien Omar selbst als Verklagter mit seinem Gefolge und setzte sich Seite an Seite mit den Klägern. Bei einer anderen Gelegenheit, wo Omar als Richter fungierte, kam folgender Fall zur Verhandlung: Ein ghassanidischer Prinz aus Syrien war zum Islam übergetreten. Der Prinz ging einmal um die Kaaba herum, und ein Araber, den dasselbe tat, trat ihm dabei aus Versehen auf den Mantel. Erzürnt rief der Prinz: „Das ist eine Unverschämtheit!“ Und er schlug dem Araber ins Gesicht. Der Araber gab den Schlag zurück, und der Prinz strengte Klage bei des Kalifen Gerichtshof an. Er sei ein Prinz, sagte er, und müsse mehr als die Anderen geachtet werden. Omar aber wies die Klage mit dem Bemerkten ab, dass der Islam arm und reich, hoch und niedrig gleich behandle.

Omar starb als armer Mann. Seine persönlichen Schulden wurden aus dem Verkauf seines Hauses bezahlt. Seine letzten Worte waren: „Bittet meinen Nachfolger, dass er seine Pflichten gegen Gott und den Propheten achte. Die Verbindlichkeiten, die wir den unterjochten Völkern gegenüber haben, sollen weiter erfüllt werden. Der neue Kalif soll ihre Feinde bekämpfen, sie selbst aber nicht bedrücken.“

DAS GLAUBENSBEKENNTNIS DES ISLAMS

VON SADR-UD-DIN

DER Islam, der vom Propheten als die höchste Ehrerbietung gegen Gott und die tiefste Liebe zu Seinen Geschöpfen gekennzeichnet wird, hat folgende Glaubensgrundlagen:

I. DAS BEKENNTNIS

Man soll an den Einen Einigen Gott glauben, den Allgütigen und Allbarmherzigen, den Herrn aller Völker. Man soll an Seine Engel

glauben, man soll an alle Heiligen Bücher glauben, wie das Alte und das Neue Testament und den Quran, und man soll an die Propheten aller Völker glauben, wie Abraham, Moses, Jesus und Mohammed.

II. DAS TÄGLICHE GEBET

Man soll täglich beten. Gott hat für uns Himmel und Erde geschaffen, Sonne und Mond wurden gebildet, uns Dienste zu leisten. Wir geniessen die zahllosen Gaben Gottes, wie das Wasser, die Luft, Früchte, Blumen, Kleidung und Nahrung aller Art. Als vernünftige Geschöpfe müssen wir unserm Schöpfer für so viele Wohltaten dankbar sein! Der Dank drückt sich im Gebet aus. Tägliche Gebete, die der Seele Halt verleihen, sind wichtiger als die Nahrung, die den Körper erhält. Wie der Körper nicht ohne Nahrung leben kann, so kann die Seele nicht ohne Gebete leben.

III. DIE ARMENSTEUER

Wie das Gebet unsre Ehrerbietung gegen Gott bekundet, so beweist die Mildtätigkeit unsre Liebe zu Seinen Geschöpfen. Von den Moslems wird verlangt, dass sie Mitgefühl haben und einen Teil ihres Verdienstes zur Unterstützung der Armen verwenden. Der Islam sagt ausdrücklich, dass unsre Gebete verworfen werden, wenn wir nicht unser Geld zur Unterstützung der Bedürftigen hergeben.

IV. DAS FASTEN

Das Fasten ist gut sowohl für den Körper als auch für die Seele. Selbst das materialistische Europa leugnet nicht den Nutzen des Fastens. Die Aerzte sagen, dass das Fasten die Gesundheit fördere. Wir glauben, dass dies auch für die Gesundheit der Seele gilt. Das Fasten lehrt uns, was Hunger bedeutet, es zeigt uns, wie wir Selbstverleugnung üben sollen dadurch, dass wir unsre Nahrung an Gottes Geschöpfe abgeben und so Sein Wohlgefallen erlangen. Weiterhin hilft uns das Fasten, niedrige Leidenschaften zu bekämpfen und Versuchungen zu widerstehen. Der Prophet, der selbst als König zu fasten pflegte und während des Fastenmonats Ramadan alles, was er in seinem Hause hatte, für die Armen hingab, hob hervor, dass das Fasten nur ein gewöhnliches Hungern bleibt, wenn man den höhern Zweck ignoriert, den man dadurch zum Ausdruck bringen soll. Wir sollen durch das Fasten lernen, uns von aller Selbstsucht und Habgier zu befreien. Wir sollen lernen, rein und keusch zu werden, und wir sollen das Mitgefühl in uns steigern und den Armen helfen.

Wir sind verantwortlich für alles, was wir tun. Unsre Handlungen bestimmen unser Schicksal. Paradies oder Hölle schaffen wir uns selbst durch unser eignes Tun. Wir ernten, was wir gesät haben. Unsre Handlungen zeitigen in dieser Welt ihre Früchte ebenso wie später im Jenseits. Wir müssen unser Leben mit dem Gefühl der Verantwortlichkeit und in der Ueberzeugung führen, dass wir glücklich oder unglücklich sein werden, je nachdem unsre Handlungen gute oder schlechte sind.

VI. DIE PILGERFAHRT

Diese ist keine Pflicht für jedermann. Nur diejenigen, die die Kosten dafür aufbringen können, sind verpflichtet, die Reise zu unternehmen und Mekka aufzusuchen, wo der Tempel steht, den Abraham errichtet und der Einheit Gottes geweiht hat. Die Pilgerfahrt bezweckt zweierlei:

1. Alle Völker sollen sich unter ihrem Stammvater Abraham in dem Glauben an den einzigen, wahren Gott vereinigen.

2. Die vereinigten Völker sollen den einzigen, wahren Gott in gemeinsamer Andacht anbeten. Die wichtigste Aufgabe ist die, zu erkennen, dass alle Menschen eine grosse Gemeinde von Brüdern sind, und dass es keinen Unterschied gibt zwischen Mensch und Mensch. König und Bauer, reich und arm, auch Weisse und Farbige sind vor Gott ganz gleich.

In Mekka, wo der Tempel Abrahams steht, kleiden sich alle Ankömmlinge gleichmässig in weisse Gewänder und tilgen auf diese Weise alle äusseren Unterschiede zwischen hoch und niedrig.

Kurz, die Einheit Gottes vereint alle Menschen zu einer Gemeinde von Brüdern, die die gleichen Rechte geniessen. Diese Versammlung aller Moslems der ganzen Welt stärkt zudem das nationale Zusammengehörigkeitsgefühl.

WIE WIRD MAN MOSLEM?

Um Moslem zu werden ist keinerlei Zeremonie erforderlich. Der Islam ist nicht nur eine rationale, weitverbreitete und praktisch-nützliche Religion, sondern er steht auch in vollem Einklang mit den natürlichen, menschlichen Anlagen. Jedes Kind wird mit diesen Anlagen geboren. Daher bedarf es bei niemandem einer Umwandlung, um Moslem zu werden. Man kann Moslem sein, ohne es irgend jemandem zu sagen. Es ist nur eine reine Formsache für die Organisation, sich zum Islam zu bekennen.

AUSSPRÜCHE DES PROPHETEN

VON SADR-UD-DIN

VOM Heiligen Propheten stammen folgende sechs Aussprüche:

1. Wahrlich, Wahrheit führt zur Tugend, und Tugend führt ins Paradies; und wahrlich, Falschheit führt zur Gottlosigkeit, und Gottlosigkeit führt zur Hölle.

2. Es gibt drei Merkmale eines Heuchlers: Wenn er spricht, lügt er; wenn er etwas verspricht, hält er es nicht; wenn man ihm etwas anvertraut, handelt er unehrlich.

3. Derjenige, der nicht aufhört, Lügen auszustreuen und Nutzen daraus zu ziehen, sollte bedenken, daß auch sein Fasten von Gott nicht angenommen wird.

4. Derjenige ist in den Augen Gottes am Tage des Gerichtes der Verworfenste, der doppelzünftig ist und jedem ein anderes Gesicht zeigt.

5. Sei nicht argwöhnisch, denn Argwohn ist die schlimmste Form der Lüge.

6. Der Prophet hatte folgende Vision: Ich sah, so erzählt er, einen Menschen, der im Jenseits seine Strafe fand. Seine Kinnbacken wurden gefoltert, denn er pflegte falsche Gerüchte zu verbreiten und zwar in solchem Ausmaß, daß seine Verleumdungen bis in die fernsten Winkel der Welt drangen.

Die angeführten sechs Lehren sind zu einleuchtend, um noch ausführlicherer Erklärungen zu bedürfen. Ein Moslem soll sich eben in allen Fällen und bei jeder Gelegenheit als wahr erweisen. Unwahrhaftigkeit ist nur der Deckmantel, den der Lasterhafte nötig hat, um seine Laster vor den Augen der Welt zu verbergen. Aber vor Gott nützt die Lüge ihm nichts. Wahrhaftigkeit dagegen ist ein Kennzeichen der Tugend, die nichts zu verheimlichen hat. Deshalb ist die Gewohnheit, bedingungslos die Wahrheit zu sagen, auch die Wurzel des sittlichen Charakters. Durch Wahrhaftigkeit erwirbt man sich die Achtung seiner Mitmenschen, denn man darf ihnen für zuverlässig gelten. Aber auch „Gott liebt die Wahrhaftigen“, wie der Quran es ausdrückt. — Doppelzüngigkeit dagegen ist unter allen Lastern wohl das gefährlichste Uebel, weil sie Zwietracht sät; ihr kommt an verderblicher Wirkung höchstens der Argwohn gleich. Gemeint sind jene unbegründeten Vermutungen, die weiter gegeben, dem sie gelten, gesellschaftlich vernichten können. Durch

falschen Argwohn ist einzelnen wie ganzen Völkern schon unerhörtes Unrecht angetan worden. Warum vermuten wir immer das Schlechte bei unserem Nächsten, anstatt großmütig ihm edle Regungen zu unterstellen? Als rechter Moslem aber darf man weder günstige Nachrichten über sich selbst, seine Freunde, seine Gemeinschaft, sein Land verbreiten, wenn diese nicht zutreffen, noch darf man schlechte Nachrichten über seine Feinde und die Feinde seines Landes lügenhafterweise unter die Leute streuen. Die heutige Zivilisation benutzt die Lüge freilich gern und verbreitet ungescheut falsche Nachrichten, wenn diese ihren Zielen dienen. Besonders die Zeitungen drucken oft skrupellos völlig irrierte Berichte. So entsteht eine Atmosphäre von Verlogenheit, in der auch die Jugend schon aufwächst, die noch nicht Urteil genug hat, um selbst zu prüfen. Dem Moslem dagegen liegen Lüge und Verleumdung fern. Hat der Islam doch selbst Jahrhunderte lang durch die falschen Berichte europäischer Schilderer aufs schwerste zu leiden gehabt.

*

Ein Mann kam zum Propheten und bat ihn, daß er ihn etwas Nützliches lehren möge. Der Prophet gab ihm die Weisung, niemals zornig zu werden. Er fügte noch hinzu, daß derjenige zwar stark ist, der seinen Gegner im Kampfe besiegen kann, aber auch derjenige, der Selbstzucht übt in den Augenblicken der Versuchung. Nicht um zu zürnen, sondern um Gutes zu tun sind wir auf der Welt. Der Moslem soll Kraft und Vermögen zu wohltätigen Zwecken aufsparen, gleichviel ob er viel oder wenig sei, was er zu geben vermag. Seinen Zorn dagegen soll er unterdrücken und seinen Widersachern vergeben. Denn Gott liebt die Edelmütigen.

*

Anas war einer der Jünger des Propheten und pflegte den Propheten zu bedienen. Er berichtet, daß er zehn Jahre lang freiwillig im Dienste des Propheten verblieb, denn der Prophet hielt sich keine Diener. Er sagt aus, daß der Prophet ihn in der ganzen Zeit von zehn Jahren niemals getadelt habe. Dagegen schildert er, wie der Prophet seiner Mutter Achtung erwies und unter seinen kleinen Geschwistern Platz zu nehmen pflegte, in der Absicht, sie zu belustigen. Er liebte, so hebt Anas hervor „meinen kleinen Bruder und erheiterte das Kind, indem er es fragte, wie es seinem Lieblingsvogel erginge“.

Die Liebe des Propheten zu kleinen Kindern ist wohl bekannt; nicht minder aber auch, daß er niemals auf seine Begleiter oder Hausgenossen zornig war. Einmal predigte er in diesem Sinne:

Wer von Gott über seinen Bruder erhöht ist, soll ihm dieselbe Nahrung geben, die er selbst genießt, er soll ihn mit derselben Kleidung ausstatten, die er selbst trägt, und er soll nie eine Arbeit von ihm verlangen, die über seine Kraft und Fähigkeit hinausgeht. Ist er genötigt, es doch zu tun, so soll er selbst bei der Arbeit mithelfen.

Der Prophet lehrte dergestalt einen gesunden Sozialismus und Kommunismus, er setzte sich für die Armen und Unterdrückten ein. Und dieser wahrhaft adeligen Gesinnung des Propheten verdanken die Moslems ihre ruhmreiche Demokratie, welche die einzige wirklich vollkommene Demokratie in der Welt ist.

*

Einst traf ein Zug von Kamelen aus dem Osten Arabiens ein, beladen mit Schätzen. Der Prophet ließ alles in den Hof der Moschee bringen und verteilte sämtliche Herrlichkeiten unter die Moslems, ohne auch nur das Geringste für den eigenen Gebrauch zurückzubehalten. Denn er war der Meinung, daß der öffentliche Schatz für das Volk und nicht für ihn, den König, bestimmt sei.

*

Der Prophet pflegte aufzustehen und seine Tochter Fatimah respektvoll zu begrüßen, wenn sie aus ihrem Hause kam, um ihn zu besuchen. Er stand auch auf, wenn er Ummehani begrüßte, die Tochter seines Oheims Abu Talib. Die Achtung vor den Frauen lag eben tief in der ritterlichen Natur des Propheten. Das war in damaliger Zeit etwas sehr Seltenes. Der Prophet tat den Ausspruch: „Ich liebe dreierlei: Gebet, Frauen und Wohlgerüche.“ Er erwähnt die Frauen also in einem Atem mit dem Höchsten, dem Gebet, und dem Schönsten und Vollkommensten, dem Wohlgeruch.

*

Eine der regelmäßigsten Gewohnheiten des Propheten war es, täglich in der zweiten Hälfte der Nacht, ungefähr um drei Uhr, zum Gebet aufzustehen. Denn er war zwar ein mächtiger König, aber er war ungeachtet dessen fromm und betete viel. Er glaubte nämlich, daß wer ein wahrhaft gottgefälliges Leben führen wolle, sich auch in beständigem Kontakt mit Gott halten müsse. Und zwar wählte er eine so frühe Stunde des Tages, damit niemand ihn sehen konnte

und keine Störung ihn erreichte. Dem opferte er gern Ruhe und Bequemlichkeit.

Der Lebenswandel des Propheten hat unter den Moslems Nachahmung gefunden und hunderte von Heiligen gezeugt. Eine Haltung, wie die seine war, ist dagegen unter Völkern nicht möglich, die sich dem Materialismus ergeben. Denn geistiges Leben fordert jederzeit viel Selbstaufopferung.

*

Als Abusar, ein Beduine, hörte, daß Mohammed den Anspruch erhoben hätte, ein Prophet zu sein, veranlaßte er seinen Bruder, ein Kamel zu besteigen und nach Mekka zu ziehen, um Mohammed predigen zu hören. Jener tat es und nach seiner Rückkehr berichtete er, daß „Mohammed die höchste Moral“ predige.

*

Einst wehklagte eine Frau jämmerlich am Grabe ihres Sohnes. Als der Prophet des Weges kam, fühlte er Mitleid mit ihr und empfahl ihr, sich in Geduld zu fassen. Die Frau erkannte den Propheten nicht, denn sie sah ihn gar nicht an. Ja, in ihrer Erregung wurde sie heftig und sagte: „Du kannst gut trösten, denn du hast das Unglück nicht erfahren!“ Der Prophet ging davon. Bald darauf aber erfuhr die Frau, daß sie ihre heftigen Reden gegen den Propheten gerichtet hatte. Nun schämte sie sich recht und war doppelt gerührt über die Freundlichkeit und Herablassung des Gottesboten.

DER ISLAM IN AFRIKA

VON F. K. KHAN DURRANI

IMMER wieder liest man dann und wann in den Zeitungen Klagen der christlichen Missionare über die ungemein rasche Ausbreitung, die der Islam in Afrika nimmt. Gerade auf jenem Kontinent, aber arbeiten zur selben Zeit Legionen solcher Missionare in der Propaganda für das Christentum. Gibt es doch keine dem Missionsdienst gewidmete Organisation in der Welt, die dort nicht vertreten ist. Amerika schickt das stärkste Aufgebot von Missionaren und opfert freigebig seine Dollars dafür. England und Schottland finanzieren ebenfalls eine große Zahl von ihnen, während daneben die stille Tätigkeit der ungeheuer reichen römisch-katholischen Kirche

allüberall bemerkbar wird. Ihre Fühlfäden knüpfen sich nach allen Richtungen hin. Sämtliche hier genannte Vertretungen religiöser Propaganda aber besitzen ein aufs höchste vervollkommenes Arbeitssystem. Alle Organisationen halten Schulen offen, in denen jeder Schüler die Bibel und das Christentum lernt. Beide sind obligatorische Lehrgegenstände. Die Schüler müssen auch dem christlichen Gottesdienst beiwohnen, gleichviel ob sie sich zum Christentum bekennen oder nicht. Zur Vorbereitung für den Dienst als Missionar gibt es besondere Bildungsanstalten. Die Missionsprediger werden gut bezahlt und, da ihr Dienst nicht sehr schwer ist, so erfreut sich dieser Beruf großer Beliebtheit.

Nun gibt es bekanntlich keinen Flecken in ganz Afrika, der nicht in direkter oder indirekter Abhängigkeit von den imperialistischen Mächten Europas stünde. Und jene Großmächte sind sämtlich christlich. Insbesondere haben England und Frankreich seit langer Zeit Afrika untereinander geteilt. Was das Christentum dadurch an politischem Uebergewicht gewinnt, steht außer jeder Berechenbarkeit. Denn welches daheim auch die Stellung jeder Nation zu ihrem eigenen Glauben sein mag, beide, Franzosen und Engländer, sind jedenfalls fanatische Hassler aller anderen Glaubensbekenntnisse. Und die geschworene Feindschaft Englands dem Islam gegenüber ist ja nirgends ein Geheimnis. Es versteht sich daher von selbst, daß die Regierungen der Kolonialmächte alles tun, was in ihrer Macht liegt, um den Fortschritt des Islam zu hemmen und das Christentum zu unterstützen.

Neben dem offen zu Tage tretenden politischen Uebergewicht, das dem Christentum aus dieser Sachlage erwächst, dienen ihm aber auch die kulturellen und zivilisatorischen Errungenschaften zur Unterstützung, die Europa vor allen anderen Erdteilen voraus hat. Denn diejenigen Nationen, die die Vorhut der Zivilisation bilden, die am reichsten, mächtigsten, fortgeschrittensten sind, bei denen somit die übrigen Völker, was Wissenschaft und Kunst, Technik und Wirtschaft betrifft, in die Schule gehen, sie bekennen sich ja heutzutage ausnahmslos zum Christentum. Trotzdem wissen wir, daß das Christentum nichts getan hat, den Fortgang der modernen Zivilisation zu fördern. Nein, Europa hat alle seine Fortschritte nicht durch das Christentum, sondern trotz des Christentums errungen. Und jene Periode, welche das Christentum in Europa auf der Höhe seiner Macht sah, war in kultureller Beziehung geradezu die dunkelste,

die der Occident je erlebt hat. Mit aller Gewalt kämpfte die christliche Religion damals gegen Aufklärung und Wissenschaft, und freie Gedanken wurden mit dem Marterpfahl gerächt. Dennoch versagen die Verkünder der christlichen Lehre es sich nicht, die moderne Zivilisation als christliche Zivilisation zu bezeichnen und sie als Folgeerscheinung des Christentums zu rühmen. Der Apostel Paulus stellt einmal die rhetorische Frage: „Denn so die Wahrheit Gottes durch meine Lüge zu seinem Preis herrlicher wird, warum sollte ich dann noch als ein Sünder gerichtet werden?“ (Röm. 3/7). Es ist, als ob sich diejenigen hinter das Pauluswort verschanzen wollten, die die Behauptung von der Kulturförderlichkeit des Christentums in alle Welt hinaus rufen.

Ist dies die Position des Christentums, so fragt sich nun: Wie ist dagegen der Islam ausgerüstet? Die Armut in den moslemischen Ländern ist unter den Nationen sprichwörtlich. Die politische Macht des Islam ist seit Menschengedenken gebrochen. Der größte Teil der moslemischen Bevölkerung befindet sich heute in hoffnungsloser Abhängigkeit von Europa und seinem Imperialismus, von dem sie niedergehalten wird. Mit der politischen Macht verloren die Moslems alsbald auch die führende Rolle in der Zivilisation, die ihnen einmal gehört hatte. Selbst in Afrika besitzt der Islam kein politisches Ansehen mehr. Es besteht unter den Moslems keine Organisation, die planmäßige Anstrengungen zu machen vermöchte, um den Angriffen des Christentums entgegenzutreten, geschweige denn, um für die Verbreitung des eigenen Bekenntnisses Sorge zu tragen. Dank des Verleumdungsfeldzuges, den Europa seit langem in der ganzen Welt gegen den Islam und seinen heiligen Begründer führt in der Absicht, ihn politisch und religiös niederzuhalten, steht der Islam nirgends in gutem Rufe. Steine genug sind auf ihn seitens der christlichen Schriftsteller geschleudert worden. Und dennoch: Ungeachtet aller Armut seiner Mittel schlägt der Islam das Christentum aus dem Felde und reibt es auf, obgleich das Christentum doch überall das Ansehen des Reichtums, der politischen Macht und des wissenschaftlichen Fortschritts genießt. Das Christentum verliert, der Islam gewinnt.

Welches sind die Ursachen dieser erstaunlichen Sachlage? Woher kommt es, daß der schlecht ausgerüstete Islam allüberall triumphiert und siegreich über den Reichtum und die Organisation des Christentums fortschreitet? Die Frage liegt nahe, ebenso nahe aber

liegt auch die Antwort! Christliche Missionare versammeln sich freilich Jahr für Jahr in Konferenzen, sie erörtern dieses Problem dann und legen der Mitwelt — jener Welt, die ihnen die Gelder gewährt — ganz ausführlich die Resultate ihres Nachdenkens vor. Diese Missionare sind Amerikaner und Europäer; sie kennen die Psychologie ihrer Landsleute. Sehr häufig geben sie daher als Ursache für die Anziehungskraft, die der Islam übt, die Polygamie an, die er nicht verwirft. Das Problem wird damit als gelöst angesehen. Und ihre Landsleute sind von der Richtigkeit dieser Lösung überzeugt. Aber jeder Mensch, der gewillt ist, auch nur ein wenig selbständig nachzudenken, muß sich doch sagen, daß, gemessen an den wirklichen Tatsachen, dieser Grund völlig unzulänglich erscheint und rasch in sich zusammen fällt. Denn aus der großen Ungleichheit in der Zahl der beiden Geschlechter, die in Europa herrscht, läßt sich allerdings die weite Verbreitung der sexuellen Unmoral begreifen, die der europäischen Polygamie zugrunde liegt. In Afrika jedoch besteht eine solche Ungleichheit in den Zahlen beider Geschlechter nicht. Trotzdem muß, wenn in Afrika die Polygamie vorherrschen soll, vorausgesetzt werden, daß dort wesentlich mehr Frauen als Männer sind. Das ist nicht der Fall, wie jede Statistik lehrt. Und damit fällt die Erklärung, welche die christlichen Missionare für die Ausbreitung des Islam zu geben wissen, ohne weiteres in sich zusammen. Diese Erklärung wird auch nicht bona fide abgegeben, sondern sie soll dazu dienen, die Leute in Europa und in Amerika aufzuputschen, damit sie nur immer neue Mittel zur Bekämpfung des Islam opfern. Im Verfolg dieses Kampfes gegen den Islam und als neue Waffe der Verleumdung ist nun kürzlich noch eine zweite Ursache für den Erfolg verantwortlich gemacht worden, den der Islam zu verzeichnen hat. Im „Lokal-Anzeiger“ vom 17. September 1925 ist zu lesen:

„Kapstadt, 17. September. Auf einem Kongreß von Missionaren wurde kürzlich Klage darüber geführt, daß der Islam besonders unter den weißen Frauen Süd-Afrikas ständig an Ausbreitung gewinnt. Bei dieser Gelegenheit sprach man auch von den Methoden, die von den Mohammedanern zur Anwendung gelangen, um bei der weißen, christlichen Bevölkerung Anhänger zu wecken. Hauptsächlich Frauen und Mädchen fallen den mohammedanischen Werbern in die Hände, und es besteht kein Zweifel darüber, daß das Christentum in Nord-Afrika immer mehr an Boden verliert, während der Islam neue An-

hänger gewinnt. Wohl aber dürfte noch unbekannt sein, daß sich der Islam jetzt auch südlich vom Zambesi ausbreitet. Es sind besonders junge Mädchen, die Mutter geworden sind, die von den Bekehrern rasch gewonnen werden, indem man ihnen sagt, der Islam stelle ihre Ehre wieder her. Nur zu leicht gehen solche Mädchen auf die Vorschläge ein und erhalten als Gatten dann einen Mohammedaner, der dafür sorgt, daß auch die Kinder dem Islam angehören.“

Es ist klar: die Mitteilung des Blattes ist so abgefaßt, daß sie den Lesern einen unguuten Geschmack im Munde zurücklassen und dem Islam bei ihnen schaden soll. Aber was steht denn tatsächlich in jener Notiz? Wir wollen es einmal im einzelnen betrachten. Die Nachricht spricht von jungen Mädchen, die außerhalb der Ehe Mütter werden. Mit dieser Tatsache ist aber nur die europäische Form der Polygamie an den Pranger gestellt. Und zwar muß diese allerdings sehr unmoralische Form, die sich den zutage tretenden Folgen entzieht, auch in Afrika reichlich ausgebreitet sein. Wenn der Islam dagegen eben wegen seiner Polygamie volkstümlich wird, so muß die Ursache wohl darin liegen, daß die Polygamie im Orient etwas ganz anderes ist als im Westen, nämlich eine mit voller Verantwortlichkeit für die Folgen behaftete Institution. So ist sie der europäischen Polygamie gegenüber moralisch weitaus im Uebergewicht. Wenn man sich nun gleichwohl beklagt, daß die moslemischen Männer jene unglücklichen Frauen heiraten, so kann ich nicht verstehen, was dabei verwerflich sein soll. Das Natürliche wäre doch nur, daß die Missionare die Frauen lehrten, ihre Reinheit zu erhalten und daß sie die Männer zur Treue und zur Ehrfurcht vor der Keuschheit der Frauen erzögen. Wir Moslems wenigstens sind unsererseits achtsam auf die Ehre unserer Frauen. Ja, wir sind, ich gestehe es gern, dermaßen eifersüchtig, daß uns dies nun wieder von europäischer Seite den Vorwurf der Zurückgebliebenheit einträgt. Jene afrikanischen Moslems aber kann man doch nur wegen ihres edlen Verhaltens loben, weil sie sich zur Ehe mit den unglücklichen, im Stich gelassenen Frauen verstehen, gleichviel, ob sie das nun zur Verbreitung ihres Glaubens tun oder aus reiner Barmherzigkeit und Menschlichkeit. Denn sie richten diese Frauen aus ihrem Elend wieder empor und geben ihnen mit dem Ehestande auch ihre Ehre wieder. Die Selbstüberwindung, die sie dabei zu üben haben, wiegt schwer genug und sollte anerkannt werden.

Tatsächlich aber gibt auch der Islam als Religion jenen Frauen

schon ihre Ehre zurück. Denn dem Islam beitreten, bedeutet nichts anderes, als ein völlig neues Blatt im Buche des Lebens beginnen. Der Beitritt zum Islam ist eine zweite Geburt. Und wo bliebe der Segen der Religion, wenn sie nicht gerade die Sündigen an sich ziehen und ihnen ihre Sünden abwaschen wollte; wenn sie sie nicht aus ihrer Schmach emporhebt und sie aufs neue zu Ansehen und Ehren bringt? Im übrigen führen die moslemischen Gesetze jene Frauen hinfort in eine Atmosphäre, die ihrem künftigen Wege strengste Reinheit verbürgt.

Wir wollen nun, nachdem wir die eitlen Scheingründe abgewiesen haben, die unsere Gegner verbreiten, einmal die wahren Ursachen für den Triumph des Islam untersuchen und auch die Mißerfolge des Christentums zu erklären streben. Beides läßt sich in das eine Wort zusammenfassen: Lehre und Praxis entscheiden hüben und drüben.

Was die Grunddogmen des Christentums betrifft, so sind sie dem Verstande unzugänglich. Wer z. B. kann die Dreieinigkeit für die menschliche Vernunft glaubhaft machen? Daß Eins zugleich Drei sein kann, ist, um den euklidischen Ausdruck zu gebrauchen, „absurd“. Der Islam dagegen ist einfach und leicht verständlich. Denn er lehrt, daß Gott einzig und eine unteilbare Einheit ist. „Es ist kein Gott außer Gott, und Mohammed ist sein Prophet“. Unsere Gebete gelten nur Gott allein! Anders als der Islam waren die christlichen Völker niemals eins darüber, als was sie den Begründer ihrer Religion, Jesus Christus, betrachten sollten. Die meisten Christen glauben, daß er Gottes Sohn und selbst göttlich ist. Nach den Urkunden über sein Leben zu schließen, scheint er aber ein hilfloser Mensch gewesen zu sein, wie wir alle. Seine Kenntnisse waren sehr unvollkommen. Er war gleich uns Begierden und Leidenschaften unterworfen. Blicken wir nun wieder auf den Islam herüber, so ist seine Basis eine streng moralische. Denn er legt allen Nachdruck auf unsere persönliche Verantwortung für unsere Taten. Ein jeder gestaltet sich seinen eigenen Himmel und seine eigene Hölle. Die Selbstverantwortlichkeit, in der die moralische Lebensführung wurzelt, setzt aber Freiheit des Willens voraus. Deshalb gibt es auch keine Erbsünde, mit der der Mensch schon geboren würde. Die Gedanken des Islam sind eben klar, durchsichtig und voll ermutigender Kräfte. Die christliche Lehre vom Sühneopfer Jesu gefährdet dagegen die Grundlagen der Moral. Die Vorstellung von der Erbsünde beraubt uns der Willensfreiheit. Die Verantwortung für unser Handeln wird demgemäß auch einem anderen

als uns selbst auferlegt. Und um den Folgen von Adams Sündenfall zu entgehen, muß man an die erlösende Kraft von Jesu Blut glauben. In der Sprache der christlichen Theologie ist dieser Glaube die Lehre von der Erlösung. Und das blosse Glauben als solches schon wird damit zur höchsten christlichen Tugend. Für den Islam dagegen ist jeder Glaube ohne ein entsprechendes Handeln wertlos. Die moslemischen Völker suchen darum gemäß ihrem Glauben zu leben. Und ihre Lebensführung bildet tatsächlich den werbkräftigsten Faktor, wenn es sich darum handelt, dem Islam neuen Boden zu gewinnen. Mir ist die christliche Lehre „Liebe deinen Nächsten“ nicht unbekannt. Unglücklicherweise findet man diese Lehre aber immer nur in den Büchern, allenfalls auch auf den Lippen der Missionare, niemals aber in den Taten ihrer Bekenner. Und ich gehe so weit zu behaupten, daß das Wort „Liebe deinen Nächsten“, das nicht häufig genug ausgesprochen werden kann, dem Geist des Christentums sogar geradezu entgegengesetzt ist, sofern man unter dem Geist eines Glaubens nämlich nicht das versteht, was in seinen Quellenschriften und Büchern ausgesprochen ist, sondern das, was sich durch seine Taten im Laufe der Geschichte offenbart. Die Wahrheit ist nämlich hier, daß der gänzliche Mangel an Nächstenliebe eines der wesentlichsten Hindernisse bildet, die das Christentum sich selbst bei seinen afrikanischen Bemühungen in den Weg legt. Die Missionare dort drüben sind eben entweder Amerikaner oder Europäer, also jedenfalls Weiße; und das größte Verbrechen in den Augen eines Amerikaners oder Durchschnittseuropäers, der dabei vielleicht auch die imperialistischen Interessen seiner Nation im Auge haben mag, besteht darin: als Schwarzer geboren zu sein! Der Missionar verspricht dem schwarzen Afrikaner zwar den Himmel im jenseitigen Leben. Aber er weigert sich, ihn in diesem Leben als seinen Mitmenschen anzuerkennen. Die weißen, christlichen Rassen betrachten sich eben als Gottes Ausgewählte und die farbigen Völker als ihre Diener, die dazu geboren sind, dem weißen Manne die Schuhriemen zu lösen. Deshalb gibt es auch keinen Verkehr zwischen Weißen und Schwarzen. Selbst einem Bekehrten gegenüber kann der Missionar die Attitüde der Rassenüberlegenheit eben nicht unterdrücken. Ganz anders der Islam! Er verwirft alle gesellschaftlichen und rassenmäßigen Unterschiede und bemüht sich, eine Gesinnung allgemeiner Brüderlichkeit herzustellen. Die islamische Brüderlichkeit ist eine Realität, sie ist eine Erfahrung des täglichen Lebens und die Basis allen sozialen Verkehrs im

Orient. Diese Brüderlichkeit und ihre greifbaren Auswirkungen aber sind es, die den Islam in Afrika zu einer so unwiderstehlichen Macht heranwachsen ließen.

Der Mensch ist von Natur aus demokratisch, alle sonstigen Formen menschlicher Vergesellschaftung sind nicht natürlich. Das Christentum aber ist alles andere als demokratisch. Denn die christlichen Priester sind noch nach dem feudalen System des Mittelalters organisiert. Und auch dem christlichen Bürgertum fehlt der Geist wahrer Demokratie. Darin liegt dann ein neuer Grund, weshalb das Christentum in Afrika den Boden für den Islam gräbt. Im Islam gibt es keine Priesterschaft, sondern jedermann ist selbst Priester und kann seinen Toten die Grabrede halten. Auch in seiner gesellschaftlichen Struktur aber ist der Islam ganz und gar demokratisch. So zögere ich nicht zu behaupten, daß vom Standpunkte sozialer Gleichheit und Demokratie aus die Moslems überhaupt eine einzigartige Erscheinung in der Welt bedeuten!

Die letzte aber nicht die unwichtigste Ursache für den Erfolg des Islam gegenüber dem Christentum in Afrika liegt in der europäischen Politik. Fremde Tyrannen sind stets verhasst, und so sind sie es auch in Afrika. Dieser ganze Erdteil wird im Interesse Englands und Frankreichs ausgeübt. Aber das ist es nicht allein, sondern das Hassenswerteste ist der gesellschaftliche Abgrund, der die Herrschenden von der Beherrschten trennt. Ueberdies gibt es allerlei Methoden, die die christlichen Völker anwenden, um ihre Absichten in Afrika durchzuführen, und die keinesfalls immer ehrenhaft sind. Ja, oft sind jene Methoden geradezu unmoralisch, wenn nicht gar straffällig. Wir greifen ein frisches Beispiel aus der jüngsten Tagesgeschichte heraus. Die Riffen sind ein kleines Volk. Nach mehrjährigem Kampfe war es ihnen fast gelungen, ihre Unabhängigkeit durchzusetzen. Auf einmal erklärt ihnen Frankreich den Krieg, Frankreich welches das größte stehende Heer und die größte Luftflotte in der Welt besitzt. Und als ob Frankreich allein noch nicht stark genug wäre, Abdul Karim zu vernichten, hat auch Amerika seine Freiwilligen entsandt, die Seite an Seite mit Frankreich kämpfen. Ist solch ein Kampf einer riesigen Uebermacht gegen eine kleine Minorität aber noch ritterlich? Können wir für solche Taten das Christentum und die Christenheit verehren? Frankreich gilt als eine Großmacht von höchster Zivilisation und Kultur, und dieses Frankreich hat sich nicht gescheut, neuerdings einen Preis auf den

Kopf Abdul Karims zu setzen! Man sollte nun glauben, daß ein so barbarische Vorgehen in Europa allgemeine Empörung auslösen müßte. Aber keineswegs. Alles bleibt ruhig. Man findet die Sache offenbar in Ordnung. Das also sind jene Christen, die ihre Nächstenliebe bei allen Gelegenheiten in die Welt zu rufen pflegen. Wie es scheint, sanktioniert diese Menschenliebe den Meuchelmord am Nächsten, wenn dieser Nächste zufällig ein Moslem ist.

Auch Theater und Film sind heute bis nach Afrika gedrungen. Und sie zeigen oft genug in Wort und Bild die moralische Hohlheit des europäischen Lebens. Das Volk in jenen Ländern aber hat Augen um zu sehen und wird sich nicht freiwillig einem Glauben anschließen, der sich ihm in seinen Auswirkungen auf das tägliche Leben so unvorteilhaft darstellt, wie das Christentum!

DER BEGRIFF DER „HEILIGKEIT“ UND DER ISLAM

VON HUGO MARCUS

UNTER den führenden deutschen Religionsforschern steht zurzeit Rudolf Otto an erster Stelle. Dieser tief schürfende Gelehrte erweitert die landläufigen theologischen Problemstellungen in entscheidender Weise, indem er Fragen zur Diskussion stellt, die über den Bannkreis des einzelnen Religionsbekenntnisses weit hinaus gehen. Ist vom islamischen Standpunkt aus, der ja gleichfalls an das Universelle, für alle Menschen Giltige im religiösen Erleben appelliert, schon diese seine geistige Gesamthaltung äußerst begrüßenswert, so mehrt sich unser Interesse, wenn wir in dem Buche „Das Heilige“ auch reichlich auf die außereuropäischen Religionen bezuggenommen finden, und nicht zum mindesten auf den Islam. Bekanntlich gehört Otto aber auch zu denjenigen Religionslehrern, um die sich gerade aus Asien und Afrika jüngere Forscher geschart haben. Sein Einfluß wird also in die außereuropäischen Religionen zurückströmen, wie er selbst von ihnen Einfluß erfahren hat. Otto ist Mitbegründer eines religiösen Menschheitsbundes, der „einem gegenseitigen Verstehen zwischen den großen Kulturreligionen auf Grund persönlicher Beziehungen dienen soll.“

Das Problem, das Otto neuerdings aufrollt, ist das Problem der Heiligkeit. Zu seiner Lösung hat Otto ganz neue Wege beschritten. Und sehen wir in seinen Gedankengängen auch noch nicht das allerletzte, abschließende Wort, so scheinen sie uns doch das Fruchtbare, Blickweitendste, was seit Menschengedenken über diesen Punkt gedacht worden ist.

In Paul Tillich's mustergiltiger Zusammenfassung erscheint das Heilige bei Otto „aller Wirklichkeit gegenüber als das „Ganz Andere.“ Ein Bewußtsein, daß etwas schlechthin Fremdes, Unableitbares, Nicht-einzuordnendes gemeint ist, begleitet jeden religiösen Akt. Nur mit negativen Ausdrücken kann man davon reden, in heiligen Urworten muß man davon stammeln. Und doch ist es nichts Negatives, vielmehr das Allerpositivste, das „Numinose“ (von dem lateinischen numen gleich Gottheit), was in der Religion angeschaut und zum Gegenstand der „Divination“ wird. Welches sind nun die Merkmale, die das Numinose kennzeichnen? Otto hebt ein Dreifaches hervor: das Numinose ist erstens das Mysterium, das Geheimnis, das wesensmäßig und notwendig Geheimnis bleibt und durch keine Begriffsarbeit diesen Charakter verlieren kann. Zweitens ist es das „Tremendum“, das, vor dem man in Schrecken und Grauen gerät, wo immer es auftritt, das Unheimliche, das Furchtbare, der Zorn oder das verzehrende Feuer, vor dem man vergeht. Und es ist drittens das „Fascinatum“, das Anziehende, Beseligende, das, mit dem man sich einen möchte, und ohne das man in Unruhe und Leere bleibt. „Mysterium tremendum et fascinatum“, das ist das Heilige, das Numinose.“

So überzeugend diese Eigenschaften, die am europäisch-christlichen Begriff des Heiligen fast in Vergessenheit geraten waren, nunmehr durch Otto an einem viel umfassenderen, Asien und Afrika mit einbeziehenden Tatsachenmaterial neu herausgearbeitet worden sind, so muß man sich doch fragen: Ist mit dem Begriff des „Ganz-Anderen“ das Heilige schon scharf genug umrissen? Diese Frage ist zu verneinen. Denn das Unbekannte, das in ewiger Spannung zugleich abschreckt und anzieht, begegnet uns auch als Grunderlebnis auf Gebieten, wo wir vom Heiligen noch weit entfernt sind: beispielsweise angesichts des Abenteuerlichen, des Gruseligen, ja schon beim Erlebnis des Neuen. Der Sünde, dem Perversen, dem Verruchten gegenüber können wir jenes abschreckend-anziehende Fremdheitsgefühl gleichfalls haben. Und jeder Uebermacht, der

wir uns anheim gegeben finden, haftet ein Aroma von Andersheit und Fremdheit an, das zugleich einschüchtert und doch zu sich hinübernimmt. So ist es besonders die überlegene Autorität des Vorgesetzten, des Priesters, des Herrschers, der gegenüber wir in diesem Sinne zwiespältig und reich erleben. Und von der irdischen Macht zur Allmacht Gottes, das wäre dann allerdings nur noch ein Schritt, wenn auch ein ungeheurer. Gehört also gewißlich das religiöse Erlebnis der Heiligkeit in den Kreis jener Befremdungserlebnisse; die zugleich kalt und süß erschüttern, so bliebe doch noch genauer festzustellen, welche besondere Eigenart und Wesenheit das Heiligkeitserlebnis im Kreise aller anderen Befremdungserlebnisse hat.

Ferner aber ist das Erlebnis des Heiligen als des Ganz-Anderen nur die eine, die erste Hälfte eines Gesamterlebnisses. Denn bliebe es wirklich dabei, daß das Heilige für uns das ganz Fremde ist, so könnte es uns zwar zum Ewig-Spannenden niemals aber zum Erlösenden werden, darin wir einen letzten Frieden und Halt finden. Das religiöse Erlebnis besitzt aber, wie neuerdings Paul Hoffmann im Beiheft zu den „Kantstudien“ gezeigt hat, und wie auch bereits in diesen Heften unsererseits betont worden ist, einen eigentümlichen Doppelcharakter. Es ist pessimistisch-optimistisch; denn es entfacht sich zwar an den ungeheuren Fremdheiten des Daseins, aber es mündet im Wege einer Resignation in irgend ein letztes Ja, in ein Sich-eins-und-abgefunden-Fühlen auch mit dem Unbegreiflichsten was geschieht. Und eben dies ist der wahre, tiefste Sinn des moslemischen Kismet. Das Kismet deckt sich mit Schleiermachers „Heimatgefühl in der Unendlichkeit“, d. h. mit dem Bewußtsein: mir kann nichts geschehen, was mir auch geschieht.

Wie ist ein solches Heimatgefühl aber möglich dem ganz Fremden, ganz Anderen gegenüber? Nur dadurch, daß Andersheit und Fremdheit bloß das Gewand ist, daß doch eine allerletzte Gemeinsamkeit nicht ausschließt. Und zwar ist es wirklich nur ein Allerletztes, was da Brücke sein kann. Das ganz Andere, ganz Fremde nämlich, das Ding an sich, der Urgrund: die Philosophie verneint ihn nicht und bejaht ihn nicht, denn unser Erkennen ist ein zuverlässiges Werkzeug nur innerhalb dieser unserer Sinneswelt, aber nicht angesichts einer etwaigen jenseitigen Sphäre. Die Religion dagegen hat den Mut zur Ver-mut-ung. Sie behauptet, und zwar nicht grundlos (denn rechnen wir nicht mit unendlichen Verkettungen?), aber auch nicht strikt beweisbar: unsere Welt ist nicht alles, was ist, sondern ist nur

ein Ausschnitt einer noch viel größeren, unbekannteren. Gibt es aber diese unbekanntere Welt oberhalb unserer Welt, so teilt sie mit unserer Welt doch immerhin das Eine: beide existieren. Das Unbekannte existiert: wie wir, ob auch gewiß in völlig anderen Formen. Es ist uns Existierenden also insofern immerhin verwandt und nicht mehr ganz unfaßbar. Wenn wir das große unbekanntere All dann aber auch noch als gottdurchwaltet vorstellen, so interpretieren wir das Unbekannte zugleich durch die Sinnzusammenhänge, denen wir im Diesseits begegnen, und denken es uns nicht minder als Träger irgend einer letzten, tiefsten Absicht. Absichtvolle Sinnhaftigkeit aber, das ist ja der Grundzug des Menschenwesens selbst. Wir glauben also an Seiens- und Sinnesgemeinschaft zwischen uns und dem Heiligen, ungeachtet aller Fremdheit der Hüllen und Formen. Gotteswege sind nicht unsere Wege! In diesem Worte drückt sich die Fremdheit aus, die uns vom Heiligen trennt. Aber Gottes Ziele sind auch unsere Ziele! Diese Ueberzeugung schlummert als heimlicher Revers auf dem Grunde des Satzes von der Verschiedenheit der menschlichen und der göttlichen Wege.

Das Heilige ist also (ähnlich wie alles wirklich zutiefst Geliebte) das zutiefst Fremde, aber auch das zunächst Bekannte. Wir finden in ihm, was unser eigenes letztes Wesen ausmacht, Existenz und Sinnhaftigkeit, wenn auch in unfaßbarer anderer, überlegener Form.

Die Weltanschauung der verschiedenen Zeitalter schwankte stets zwischen Monistik und Dualistik, die Ethik zwischen Liebesmoral und Gewaltmoral. Analog damit variiert auch das religiöse Erleben zwischen betontem Fremdheitsgefühl und betontem Heimatgefühl, dem Unwißbaren gegenüber. Und zwar haben gerade die frühesten, die asiatisch-afrikanischen Religionen vornehmlich die Fremdheit des Heiligen empfunden, das Griechentum und das Christentum haben dann die Gottesnähe für den Menschen entdeckt. Wir heute befinden uns in einem Zeitalter, da der Pendel wieder in der Richtung des Fremdheitsgefühls ausschlägt. Der Irrationalismus ist sowohl die logische Folge des Prozesses, den das Erkennen in sich durchmacht, als die psychologische Folge der Kulturkatastrophe des Krieges. Und in Rudolf Otto's „Theorie des Heiligen“ haben wir den bedeutungsvollsten Exponenten dieser Zeitphase anzuerkennen.

Die Wahrheit aber liegt wohl doch in der Synthese zwischen dem Fremdheits- und Nähestandpunkt, und so werden wir resümieren: Das Heilige ist das Fremdest-Tiefstbekannte. Und der Islam, der rela-

tivistisch, stets beide Seiten jeder Sache sieht, hat das Heilige auch immer in seiner grandiosen Doppelseitigkeit empfunden. Der Moslem wirft sich in den Staub vor dem Uebergewaltig-Fremden, Ganz-Anderen, das in der Allmacht lebt. Aber er fühlt sich dieser Allmacht auch wieder zutiefst eins und spricht mit seinem Propheten: „Wie es ist so ist es gut“.

Dem Heiligen, das auf religiösem Felde dominiert, kommt auf ästhetischem Gebiet wohl das Erhabene besonders nahe. Wenn wir vor einem erhabenen Werke stehen, so werden wir zugleich klein vor ihm und gross mit ihm. Denn es ist uns zugleich unfassbar fremd, sodass es uns überwältigt, und zutiefst vertraut, sodass es uns mit sich emporzieht. Das Erhabene geht über alle unsere Fähigkeiten hinaus und kommt doch einem letzten Wunsch in uns entgegen: dem Wunsch zur Grösse. So aber ist auch unser Verhältnis der Schöpfung gegenüber ein Kleinwerden vor ihrer Grösse und ein Grosswerden mit ihrer Grösse, deren Sinn wir zu ahnen glauben. Ganz in derselben Weise tragen wir nun auch dem Heiligen das Fremdheits- und das Nähegefühl in ein und demselben Akt entgegen, das mit dem Doppelgefühl nicht verwechselt werden darf, welches schon die Fremdheit selbst an sich hat: uns abzuweisen und anzuziehen.

BEMERKUNGEN

DIE Quellen des Islam. — Gegen Ende des 19. Jahrhunderts veröffentlichte St. Clair Tisdall ein Buch in persischer Sprache unter dem Titel „Yanabi-ul-Islam“, das von Sir William Muir unter dem Titel „Die Quellen des Islam“ ins Englische übersetzt wurde. Der Verfasser versucht in seinem Werk zu beweisen, dass der Islam alle seine Gebote den Schriften des Judentums, des Christentums, der Lehre des Zoroaster etc. verdankt. Tisdall ist ein christlicher Missionär, und als solcher ist er Partei. Man wird darüber nicht hinwegsehen dürfen. Schlimmer, dass es auch ernste europäische Gelehrte gibt, die in denselben Irrtum verfallen, woraus dann wieder die christlichen Missionäre Kapital schlagen. Bevor wir die Gründe aufsuchen, die jene europäischen Gelehrten zu ihren Fehlsichten verleiten, möchten wir einige Worte über die Beziehung sagen, die der Islam zu anderen Religionen hat.

Von vornherein ist es falsch anzunehmen, der Islam sei eine Religion, die im Arabien des 7. Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung erst neu entstand; und ebenso wenig trifft es zu, dass der heilige Prophet Mohammed der Schöpfer des Islam wäre. Der Islam ist vielmehr die Religion der Natur selber (Quran 30:30), und als solche entstand er zugleich mit dem Menschengeschlecht. Adam war der erste Moslem. Abraham, Moses und Jesus waren Moslems. In der Tat waren nach den Lehren des heiligen Quran die göttlichen Lehrer und Propheten, in welchem Zeitalter und in welchem Lande sie auch erschienen, allemal Moslems. Darum wird dem Moslem von Glaubens wegen ans Herz gelegt, auch alle jene göttlichen Lehrer, die Mohammed voran gingen, zu achten und zu verehren und sie als Gottesboten anzuerkennen. Wir Moslems betrachten also auch Abraham, Moses und Jesus als unsere Propheten. Die Gottesboten, die Mohammed vorangingen, verkündeten ihre Lehren freilich in der Absicht, den jeweiligen Forderungen ihrer Zeit und desjenigen Volkes zu genügen, zu dem sie sprachen. Deshalb weichen die Lehren der einzelnen Propheten natürlich in vielen Punkten von einander ab. In Wesen und Geist aber bleiben die Gebote aller grossen Religionsstifter dennoch einander gleich. Die Gefahr bestand vielmehr darin, dass sich auch ihre Grundlehren im Laufe der Zeit durch eine fehler- und lückenhafte Ueberlieferung immer wieder verfälschten.

Welches ist nun Mohammeds Aufgabe angesichts dieser Tatsachen, welches seine Mission im fortschreitenden Gange der Menschheitsentwicklung? Mohammed steht an der Schwelle einer neuen Zeit. Als er kam, war die alte Welt tot (Quran 30:41). Er aber wurde der Vater der neuen. Denn im Quran erhielt die Welt zum ersten Mal ein eindeutig verständliches Gesetz, das zudem gegen Verfälschungen für alle Zukunft entgeltig geschützt war. Sämtlich Wahrheiten von dauerndem Werte, die den früheren Propheten bereits offenbart worden waren, sie sind im Quran noch einmal ausgesprochen. Darüber hinaus aber ist den Anforderungen einer neu anbrechenden Geschichtsperiode Rechnung getragen, und während die alten Religionen für die neuen Bedürfnisse nicht mehr das rechte Wort fanden, ergänzte Mohammed den Schatz ewiger Wahrheiten, sodass er für die Gegenwart und auch noch für die Zukunft giltig blieb. Viele der alten Lehren formte er bei dieser Gelegenheit neu. Kurz er brachte die Religion auf die Höhe ihrer Vollendung. Trotz so vieler neuer und schöpferischer Errungenschaften beanspruchte Mohammed aber niemals, der Begründer einer

neuen Religion zu heissen. Sondern er wollte nur als der letzte göttliche Ausleger jener überzeitlichen Religion des Islam betrachtet werden, die mit den ersten Menschen auf die Welt kam. Wenn deshalb irgend ein heutiger Gelehrter entdeckt, dass gewisse Lehren des Qurans auch in den vorislamischen Schriften vorkommen, z. B. im Alten Testament oder in den Evangelien oder im Buddhismus, so tut eine solche Feststellung weder dem Islam noch dem Quran irgendwelchen Abbruch. Im Gegenteil, diese Feststellung wäre nur ein Beweis mehr für die innere Wahrheit der Aussprüche des Qurans, der den Anspruch erhebt, aus lauter „reinen Seiten, in denen alle wahren Bücher enthalten sind“ zu bestehen (98:2-3).

Besonders viel Staub aufgewirbelt hat die augenscheinliche Uebereinstimmung einiger historischer Erzählungen der Bibel mit denen des Qurans. Nun ist das vergleichende Studium der Bibel und des Qurans gewiss sehr interessant. Aber es kann nur von Nutzen sein, wenn es in freier, ehrlicher und völlig unparteilicher Weise betrieben wird. Und dazu gehört, dass man immer daran denkt, dass Bibel und Quran, auch wo sie sich im Inhalt decken, doch ganz verschiedene Ziele verfolgen. Es ist offensichtlich, dass der Hauptzweck der biblischen Schriftsteller der ist, Geschichte zu erzählen. Das belehrende Element in diesen historischen Darstellungen ist spärlich und steht nur an zweiter Stelle. Ganz anders der Quran. Für ihn hat das Historische keine Wichtigkeit an und für sich. Sondern das Historische dient jedesmal nur als Exempel zur Erläuterung moralischer Wahrheiten. Die Bibel ist voller Einzelheiten. Der Quran schiebt sie beiseite und geht nur auf das ein, was für den sittlichen Zweck erforderlich ist. Somit fehlt den biblischen Berichten gerade das, worauf der Quran allen Wert legt. Wo bleibt da die Abhängigkeit des Qurans von der Bibel?

Die Folgerung, dass Lehren, die in früheren Schriften enthalten sind, in eine spätere nur hineinkommen können, weil sie entlehnt worden sind, ist aber auch ohne diese Erwägung leicht als irrig zu durchschauen. Denn liegt es nicht viel näher, dass die Wahrheit, die für alle Menschen doch die gleiche ist, in mehreren Köpfen selbständig Gestalt gewinne? Es gibt unter den Lehren des Neuen Testaments, die Jesus Christus zugeschrieben werden, wohl keine, die man nicht bereits im früher vorhandenen Schrifttum aufgefunden und nachgewiesen hat. Ja, die Bibelkritik hat letztlich jedes Ereignis aus dem Leben Jesu äusserst zweifelhaft gemacht. Sollen wir darum aber annehmen,

dass es keinen Jesus gegeben hat? Die Gelehrten, die der kritischen Richtung folgen, haben in der Tat ihre Zweifel daran ausgesprochen, dass Jesus Christus je gelebt hat. Aber wenn es keinen Jesus Christus gegeben hat, wie will man das Phänomen des Christentums erklären? So kann man auch jede Lehre des Qurans auf irgend eine fremde Quelle zurückführen, aber wie kann man gleichwohl Mohammed erklären? Wie will man jenen ungeheuren Kraftstrom begreiflich machen, der sich im Zeichen des heiligen Propheten akkumulierte?

Es ist erfreulich, dergleichen Ueberzeugungen neuerdings auch in nicht moslemischem Munde zu begegnen. Der „Hindu“ ein brahmanisches Blatt, das in Madras erscheint, verteidigt in einer seiner letzten Nummern den Islam gegen die Behauptung, dass alle seine Lehren aus christlichen und jüdischen Quellen geflossen und nicht selbständig entstanden sein sollen, mit folgenden Ausführungen: „Diese Anschauungen“, so meint das Blatt, „erinnern uns an den Versuch gewisser literarischer Kritiker, jeden Satz, jedes Bild im „Verlorenen Paradies“ auf seine mutmassliche Quelle in hebräischer, griechischer, lateinischer, italienischer oder angelsächsischer Literatur zurückzuführen. Diese Art literarhistorischer Haarspalterei kann Milton's Genius (der an Phantasie der Fürst unter den englischen Dichtern ist) nicht berühren. Und ebenso wenig lässt sich der prophetische Einfluss Mohammeds hinwegdisputieren, des Begründers derjenigen Religion, die am meisten Lebensfähigkeit unter den Religionen der Welt bewiesen hat, derjenigen Religion, die in wenigen kurzen Jahren Arabien und Nord-Afrika von dem dort grassierenden Aberglauben befreite. Ja, was mehr ist, der Islam führte zu einem plötzlichen Anstieg der Kultur und erhellte mit seinem Licht den ganzen gewaltigen Länderstrich zwischen Bagdad und Cordova. Es geschah das zu einer Zeit wo die ganze übrige Welt durch die Unwissenheit des Mittelalters verfinstert war. Unglaublich ist in Sonderheit die Behauptung, dass „ein Kind der Wüste“, „ein Hirt“, der seine Herde in den arabischen Hügeln und Tälern weidete, die Geheimnisse der Sabäer, die Lehren der Manichäer, die Ueberlieferungen der jüdischen Rabbis, die Theologie des Christentums und die Vorschriften des Zoroaster beherrscht haben sollte. Wie sollte ein unliterarischer Mensch überhaupt einen solchen eklektischen Kultus haben schaffen können, der eine Auswahl aller möglichen Quellen in sich vereinigte. Nun aber soll er diese Lehre auch noch einer ungeheuren Bevölkerung aufgezwungen und ausserdem ein Reich begründet haben, das sich bald über die damals

bekannte Welt ausdehnte. Nein, das kann nicht sein. Zudem ist ein eklektischer Kultus immer kurzlebig, während der Islam, der noch jetzt von dem Feuer der Seele Mohammeds zehrt, die einzige, heute lebendige Religion ist, die fortgesetzt noch in Afrika Zuwachs findet und diesen ungeheuren Kontinent zivilisiert. Der Islam aber ist deshalb heutzutage noch lebendig, weil seine Lehren einfach und leicht begreiflich sind, sodass er sich an Menschen wenden kann, die allen Spitzfindigkeiten der Metaphysik abhold sind. Seine religiösen Vorschriften sind der Art, dass der Durchschnittsmensch sie ohne Schwierigkeiten befolgen kann, und seine Segnungen sind ungemein. Wo sich der Islam ausbreitet, da geht die Trunksucht zurück, die Prostitution verschwindet. Solche Erfolge kann man bei keiner anderen Religion der Welt beobachten. Wenn darum von dem falschen Gotte der Moslems und der reinen Religion Europas gesprochen wird, so ist das nichts als engherzige Verkennung.“

*
Französische Propaganda. — Provinzzeitungen können es im allgemeinen wagen, ihren Lesern einen furchtbaren Berg von Gewäsch aufzutischen. Aber wenn dieses Gewäsch die Form politischer Propaganda annimmt, dann hört es auf, lächerlich zu sein. Dann muss man Stellung dazu nehmen. Ein freundlicher Korrespondent übersandte uns neulich einen Ausschnitt aus dem „Vogtländischen Anzeiger und Tageblatt“ (Plauen i.V.) vom 9. Oktober 1925, der einen Artikel enthält: „Frankreich und der Islam“. Frankreich führt seit einiger Zeit einen barbarischen und unedelmütigen Krieg gegen die Riffs. Der betreffende Artikel ist ein Versuch, Frankreich in bezug auf seinen Barbarismus zu rechtfertigen und eine ihm günstige öffentliche Meinung herzustellen. Der Artikel ist aus Paris inspiriert, wie in der Einleitung zu lesen ist, wo es heisst: „Die folgenden Ausführungen, die wir dem Briefe eines Pariser Mitarbeiters entnehmen.“ Wenn man den Artikel liest, kann man nicht verstehen, warum der „Pariser Mitarbeiter“ mit hineingezogen worden ist, denn jenes Elaborat enthält nichts Neues, nichts, was nicht jedermann bekannt ist seit den Tagen, wo Frankreich Marokko usurpiert hat. Nun ist die „Moslemische Revue“ keine politische Zeitschrift, und wenn der betreffende Artikel ausschliesslich politisch gewesen wäre, so würden wir kein Wort darüber verloren haben. Da die dort unternommene Propaganda jedoch im Gewande von Verleumdungen und Fälschungen auftritt, welche den Islam verdächtigen, so sind wir gezwungen, Notiz davon zu nehmen.

Nachdem der Verfasser die Eingeborenen und die Europäer französisch Nordafrikas zahlenmäßig miteinander verglichen hat, sagt er: „Der Quran ist der ärgste Feind der europäischen Wirtschaft. Er hat die Islamiten den Fatalismus bedingungslos annehmen lassen, hat ihnen gelehrt, dass alles, was von Gott kommt, auch Dürre und Missernte, unvermeidlich ist und hingenommen werden muss. Dass man dagegen nicht ankämpfen kann. Die islamische Wirtschaft ist nun eine Ernährungswirtschaft, sie produziert nur so viel, als zur unbedingten Fristung des Lebens notwendig ist, während die europäische eine Erwerbswirtschaft ist, die produziert, um zu verkaufen. Sie steigert den Ertrag über das unmittelbar Notwendige hinaus. Kein grösserer Gegensatz ist denkbar als derjenige zwischen diesen beiden Wirtschaftsauffassungen.“

Diese Stelle genügt als Beispiel für den unaussprechlichen Unsinn, der durch den ganzen Artikel geht. Wenn der Verfasser sagt: „Der Quran ist der ärgste Feind der europäischen Wirtschaft“, so erwartet man natürlich, etwas Näheres über diese Wirtschaft zu hören. Unser Autor aber wirft lieber den „Fatalismus“ in die Debatte! Denn ist das nicht der sicherste Weg, das Urteil des Lesers ungünstig zu beeinflussen? Ein wenig weiter unten äussert er: „Der Quran untersagt streng das Geldausleihen gegen Zins“ und fügt als Fazit hinzu: „Die Proletarisierung der Landbevölkerung schreitet fort.“ Indem er diese Folgerung zieht, bezeugt der Verfasser nur seine völlige Unkenntnis der Wirtschaftsgeschichte Europas. Aber ehe wir unser Urteil fällen, wollen wir seine Anklagen gegen den Islam einzeln untersuchen.

„Die islamische Wirtschaft ist nur eine Ernährungswirtschaft, sie produziert bloss so viel, als zur unbedingten Fristung des Lebens notwendig ist.“ Nun, ein solches Verhalten würde, wenn es zuträfe, ja wohl den Geboten der Bergpredigt entsprechen, wo es heisst: „Gib uns unser täglich Brot; ich aber sage euch: Sorget nicht um euer Leben was ihr essen und trinken werdet; auch nicht für euren Leib, was ihr anziehen werdet. . . . Sehet die Vögel unter dem Himmel: sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen und euer himmlischer Vater ernährt sie doch. Seid ihr denn nicht viel mehr als sie? Und warum sorget ihr für die Kleidung? Schauet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen; sie arbeiten nicht, sie spinnen nicht: und doch sage ich euch, dass auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht so geschmückt war wie eine von ihnen. Darum sorget nicht und

sagt: was werden wir essen? Was werden wir trinken? Womit werden wir uns kleiden? Sorget darum nicht für den Morgen; denn der morgige Tag wird für das Seine sorgen. Genug, dass jeder Tag seine Plage habe. (Matthäus 6:11, 25, 26, 28, 29, 31, 34). Was nun den Islam anlangt, so gibt es nicht eine Zeile in der ganzen islamischen Literatur, die ähnliche weltfremde Ideen verkündet. Und dem Islam dergleichen Tendenzen zu unterstellen, ist nichts, als eine schwarze, eine schamlose Lüge auf Seiten des Verfassers. Nein, Mohammed, der heilige Begründer des Islam, war selbst ein Kaufmann. Der Erwerb von Vermögen mit gesetzlichen Mitteln wird im heiligen Quran charakterisiert als „Kahir“, d. h. als Gut. In Kapitel 62 Vers 10 sagt das heilige Buch: „Nun verbreitet euch im Lande und suchet Gottes Gnade, und denkt an Gott, damit ihr Erfolg habt.“ „Gnade Gottes ist der Handelsverkehr“, der in Vers 9 erwähnt wird. Der Islam also billigt nicht nur, er unterstützt den wirtschaftlichen Fortschritt sogar. Wenn deshalb irgend ein Volk, das sich zum Islam bekennt, unproduktiv geworden ist, so kann doch der Islam dafür nicht verantwortlich gemacht werden. Ganz im Gegenteil. Ein solches Volk ist dann gewiss in sein heutiges Elend geraten, weil es dem Islam abtrünnig geworden ist. Die prophetische Vision Mohammeds ahnte einen solchen Niedergang und liess ihn die Worte ausrufen: „Oh mein Gott, diese meine Völker haben den Quran aufgegeben.“ Unter den religiösen Lehrern ist Mohammed überhaupt der einzige, der klar normierte Lehren bezüglich der Arbeit hinterlassen hat. „Bete zu Gott am Morgen und am Abend und bringe den Tag mit deinen Geschäften“, befiehlt er. Oder: „Wer weder für sich selbst arbeitet, noch für andere, wird keinen Lohn von Gott erhalten.“ „Wer dazu imstande ist und trotzdem nicht für sich oder andere arbeitet, zu dem ist Gott nicht freundlich.“ „Oh Gott, schütze uns vor Unfähigkeit und Untätigkeit.“ „Wer sich ehrlich seinen Lebensunterhalt verdient, ist ein Liebling Gottes.“ „Gott ist dem gnädig, der durch eigene Arbeit seinen Lebensunterhalt verdient und nicht durch Betteln.“ „Zahle dem Arbeiter seinen Lohn, bevor sein Schweiss trocken ist.“ „Streben ist das Gebot Gottes.“ „Wohl angewandter Reichtum ist ein Segen, und der Mensch soll sich bemühen, ihn auf ehrliche Weise zu vermehren.“ Gegen solche Worte stelle man nun einmal die Verse Mathäus 19:23, 24.: „Wahrlich ich sage euch, dass ein Reicher schwer ins Himmelreich kommen wird. Und weiter sage ich euch: Es ist leichter, dass ein Kamel durch ein

Nadelöhr geht, als dass ein Reicher ins Reich Gottes komme.“ Die folgende Anekdote aus dem Leben Mohammeds wirft ein helles Licht auf seine Stellung zur wirtschaftlichen Produktion und ihren Methoden. Er wurde in Mekka geboren und erzogen. Mekka liegt in einem „unfruchtbaren Tal“, das keinerlei Ackerbau erlaubt, und wo der Handel die einzige Möglichkeit für den Lebensunterhalt der Bewohner bietet. Der Prophet konnte deshalb nicht über die Methoden des Ackerbaus Bescheid wissen. Medina, wohin er im 53. Jahre seines Lebens auswanderte, war im Gegensatz dazu ausschliesslich Ackerbau treibend. Als der Prophet sah, wie ein Mann seinen Obstbaum beschnitt, fragte er, ob die Bäume nicht mehr Früchte tragen würden, wenn man sie nicht beschnitte. Der Mann missverstand die blosse Frage als einen Rat und unterliess weiteres Beschneiden der Bäume. Seine Ernte war im folgenden Jahre spärlich, und er beklagte sich bei dem Propheten. Der Prophet antwortete: „Ich bin nicht mehr als ein Mensch. Wenn ich dir etwas in bezug auf die Religion befehle, gehorche mir; aber wenn ich dir etwas in bezug auf die Angelegenheiten der Welt befehle, dann bin ich nichts mehr als ein Mensch.“

Der Autor jenes Artikels spricht die allgemeine Anklage aus: „Der Quran ist der ärgste Feind der europäischen Wirtschaft.“ Aber er gibt keinen weiteren Anhaltspunkt, um seine Behauptung zu rechtfertigen, als diesen: „Der Quran untersagt streng das Geldleihen gegen Zins.“ Dazu ist zu bemerken: Vor den grossen wirtschaftlichen Umwälzungen in Europa war das ganze Geldverleih- und Bankgeschäft in den Händen der Juden. Wucher war in jenen Tagen für einen Christen verboten, und die Juden, die die Geldgeschäfte machten, wurden allgemein verachtet, verfolgt und oft ausgeplündert. Wir erwähnen diese Tatsache nur, um zu zeigen, dass es dem Munde eines gläubigen Christen nicht ansteht, eine Anklage wie die obige gegen den Islam zu schleudern. Es gibt zweierlei Zinsen: erstens privaten Wucher und zweitens geschäftliche Zinsen. Privater Wucher ist etwas durchaus Uebels. Das wird wohl von allen Seiten zugegeben. Er richtet den Schuldner zugrunde und raubt dem Gläubiger jeden Rest von Menschlichkeit und jedes weichere Gefühl. Shylock war kein blosses Einzelwesen, sondern er repräsentiert eine Klasse — die Klasse der Wucherer. So ist es auch nicht grundlos, dass die Bezeichnung „Geldverleiher“ zum Schimpfwort geworden ist. Dieses Gewerbe aber war weit verbreitet in den Tagen des Propheten; deshalb wird es von ihm streng untersagt (3:129); und zwar umfasst das Verbot

sowohl Entleihung als Ausleihung. Geschäftliche Zinsen dagegen sind eine vollkommen moderne Einrichtung und müssen als ein Hauptbestandteil des kapitalistischen Wirtschaftssystems in Europa gelten. Die Geschichte hat ihr Urteil über Nutzen und Nachteil dieser Einrichtung noch nicht gesprochen. Bis jetzt hat der Kapitalismus durch seine Massnahmen aber zugleich auch die Gegenextreme Sozialismus, Kommunismus und Bolschewismus auf den Plan gerufen. Der Islam sucht zwischen ihnen den Mittelweg. Die Produktion ist der Ausdruck der menschlichen Energie, und der Islam unterstützt sie. Konkurrenz ist ein Ansporn und wird vom Islam gutgeheissen. Aber der Islam kämpft gegen das Böse, das durch die Anhäufung von Reichtümern in den Händen weniger auf Kosten der Vielen entsteht, weil diese Anhäufung von Kapitalien die freie Konkurrenz erschwert, wenn nicht aufhebt. Die Ammassierung von Kapitalien in wenigen Händen bringt die Lohn verdienenden Klassen in Abhängigkeit von den müssigen Reichen. Der Islam hat deshalb eine obligatorische Steuer, die Sakatsteuer (Armensteuer) eingerichtet, um die Nachteile der Ungleichheit des Besitzes nach Möglichkeit aufzuheben. Die geschäftlichen Zinsen aber wirken in beträchtlichem Masse mit zur Schaffung dieser Ungleichheit. Sie sind nach moslemischer Auffassung nur so lange gesetzlich, wie sie nötig sind, um den Bedürfnissen des Handels zu genügen. Denn der Quran sagt: „Gott hat den Handel erlaubt und den Wucher verboten“ (2:275). Das Leihgeschäft ist ungesetzlich, wenn es ein Instrument zum Anhäufen von Reichtümern in den Händen der Wenigen wird. Im übrigen bleibt es Sache der Nationalökonomie zu entscheiden, wann das Leihgeschäft der Wirtschaft dient, und wann es anfängt, ihr zu schaden. Nur soviel: wenn die, welche Geld verleihen, auch das Risiko der Kaufleute und der Produzenten teilen, dann ist dem Islam Genüge geschehen.

Aber der Verfasser jenes Artikels behauptet weiter, dass „die Proletarisierung der Landbevölkerung“ das Resultat des Zinsverbotes ist. Wenn er diese Ansicht vertritt, so offenbart er aber nur seine äusserst beklagenswerte Unwissenheit in der Geschichte der Nationalökonomie. Denn das Problem der Verschuldung der Ackerbauer ist nicht nur für französisch Nordafrika bedeutsam. Sondern es gibt auch in Europa kein Land, das nicht an solcherlei Schwierigkeiten zu Zeiten gelitten hätte. Und zwar entsteht „die Proletarisierung der Landbevölkerung“ gerade durch den Wucher und nicht durch das Verbot desselben. Der wahre Grund der Verschuldung des Ackerbautreibenden liegt

in seinem sprichwörtlichen Leichtsinn. Wenn die Ernte reich ist, gibt er verschwenderisch aus. In Zeiten der Not geht er zum Geldverleiher. Er kauft oft Saat auf Borg und verpfändet die Ernte auf dem Halm. „Dadurch sinkt er allmählich vom freien Grundeigentümer zum Pächter und weiter zum Lohnarbeiter herab.“ Das Problem der Verschuldung der Ackerbauer war bis vor kurzem auch in Indien ein sehr dringliches. Da musste denn die britische Regierung vom islamischen Gesetz borgen, um diese Frage zu einer glücklichen Lösung zu führen. Das sogenannte Prioritätsgesetz trat in Kraft; es verbot, dass Land aus den Händen der Ackerbauer in die von Geldverleiher überging. Diese Massregel hatte die Wirkung, den Kredit des Bauern aber auch den des Geldverleihers zu vernichten. Ferner wurde die Zivilprozessordnung dahin revidiert, dass Ackerbaugeräte nicht mehr zur Schuldzahlung hergegeben zu werden brauchten. Und schliesslich wurden Hilfskreditvereine unter den Ackerbauern eingerichtet, und der Verschwendung bei festlichen Gelegenheiten ward durch freiwilliges Uebereinkommen unter den Ackerbauern selbst Einhalt getan. Als Wirkung ergab sich, dass die letzten zwanzig Jahre ein beträchtliches Anwachsen der Wohlhabenheit im Volke brachten, das zuvor in Schulden fast ertrank. Die landwirtschaftlichen Hilfsvereine aber sind Organisationen ausschliesslich zu gegenseitiger Unterstützung. Sie sind nicht auf Selbstbereicherung abgestellt. So erfüllen sie einen guten Teil derjenigen Funktionen, welche die bait-ul-mal (öffentliche Schatzkammer) in den ersten Zeiten des Islam zu erfüllen pflegte. Ihre Prinzipien entsprechen vollkommen den Gesetzen des Islam, obgleich sie in Indien durch britische Beamte ins Leben gerufen worden sind.

Die Diskussion über die Lehre des Fatalismus behalten wir uns für ein ander Mal vor. Wir wollen hier nur die Frage aufwerfen: Kann man es aus dem Fatalismus erklären, wenn der Islam im 7. Jahrhundert christlicher Zeitrechnung Arabien befreit hat, wenn er dann innerhalb eines Jahrhunderts einen ungeheuren Teil der Erde erobert und ein grosses Reich gegründet hat? Wenn er in diesem Reich alsbald eine Blüte der Zivilisation hervorrief? Konnten das Früchte einer fatalistischen Religion sein? Spanien war eine unproduktive Wüste unter den Gothen. Es wurde wieder zu einer solchen, nachdem es die Moslems verlassen hatten. Und doch war es den Moslems gelungen, diese Wüste in einen Garten zu verwandeln. Die grossen Gelehrten, Mathematiker und Ingenieure, die Organisatoren von Uni-

versitäten und öffentlichen Bibliotheken, waren sie nicht die Vorfahren derselben Mauren, die heutzutage heftig als Fatalisten gescholten werden? Noch heute erzählt von moslemischer Tatkraft das ausgedehnte Netzwerk landwirtschaftlicher Kanäle, mit denen die Mauren ganz Spanien überzogen. Und war es nicht ein willensstark durchgeführter „Kampf gegen Dürre und Missernte“, als Omar, der zweite Kalif des Islam, gleichfalls ein ganzes Netz landwirtschaftlicher und Transportzwecken dienender Kanäle durch sein Reich leitete? Sein Werk wurde von seinen Nachfolgern immer weiter ausgebaut. Man denke nur an die Kanalanlagen des Ali Mardan, des berühmten Ingenieurs am Hofe des Grossmoguls von Indien, und an das grosse Netzwerk, mit welchem Sultan Sain-ul-Abidin das Tal von Kaschmir durchquerte. Man wird dann nicht länger mehr von moslemischem Fatalismus sprechen.

Der Verfasser äussert sich über französisch Westafrika und sagt: „Bis zur Uebernahme durch die Franzosen haben die islamischen Eroberer hier mit Feuer und Schwert gehaust, haben gewaltsam zum Islam bekehrt und skrupellos Sklavenhandel getrieben.“ Wir möchten wohl wissen, ob es je einen Eroberer gegeben hat, der seine Eroberungen ohne „Feuer und Schwert“ vollzog. Das Gebiet, von dem der Verfasser spricht, ist überdies dasselbe, aus dem die Spanier die Neger vertrieben, indem sie Schiffsladungen von Schwarzen nach amerikanischen Ansiedelungen verkauften. Diesen Handel mit Menschenfleisch betrieb das christliche Europa und das christliche Amerika im XVI., XVII und XVIII. Jahrhundert, und er wurde erst im letzten Säkulum still gelegt. Nur Amerika setzte ihn noch bis in die Tage von Lincoln hinein fort. Nun ist es aber eine unbestrittene Tatsache, dass kein moslemischer Eroberer je bis zum Senegal und Niger vordrang. Und doch sind diese Gebiete heute moslemisch. Das Werk der Islamisierung ist in diesen Gegenden verhältnismässig modern. Der Islam hat sich in Zentral-, West- und Ostafrika überhaupt direkt unter den Augen Europas ausgebreitet und zwar ungeachtet dessen, dass diese Länder unter europäischer Herrschaft stehen. Christliche Missionare versuchten daselbst ihre Arbeit, bevor die moslemischen Missionare auftauchten, die ihrerseits wirklich Kaufleute sind. „Mit Feuer und Schwert“ das ist also angesichts solcher Tatsachen nur eine leere Phrase!

Uns wird in dem betreffenden Artikel noch mitgeteilt, dass Frankreich versucht, den Einfluss des Islam zu brechen. Nun, was Frank-

reich auch dagegen tun mag, der Islam verbreitet sich in den französischen Kolonien schneller als je. Noch ein paar Jahre, und das ganze Land wird moslemisch sein. Denn niemand mag dort mehr etwas von der kulturbringenden Mission Europas hören und von dem europäischen Bestreben, die Produktionsfähigkeit der Völker zu steigern. Nein, Freiheit und Unabhängigkeit sind das Geburtsrecht des Menschen, und keine noch so grosse Zivilisation oder irgend welcher Fortschritt kann im geringsten den Verlust der Unabhängigkeit aufwiegen, sei es in Afrika oder sonst irgendwo. Während des Weltkrieges nannten die Franzosen und die Engländer die Deutschen „Wilde und Barbaren“. War damit vielleicht gemeint, dass die Deutschen ihre Freiheit aufgeben und sich unterwerfen sollten, um von diesen zwei Nationen zivilisiert zu werden?

Der Verfasser des Artikels beschliesst seine Ausführungen mit einer Feststellung über die edlen Absichten der Franzosen in Syrien, wo sie die eingeborenen Christen während der Periode der Türkenherrschaft in ihren Schutz genommen hätten. Nun leben dort unter einer Bevölkerung von drei Millionen Einwohnern nur etwa 500 000 Christen. Gleichwohl wurden alle hohen Staatsämter an christliche Persönlichkeiten übertragen. Was ist natürlicher, als dass „die Einsetzung von Bekennern des christlichen Glaubens in die hohen Verwaltungsstellen die muselmanische Bevölkerung vor den Kopf gestossen hat“? Und doch entblödet sich der Verfasser nicht hinzuzufügen: „General Serail hat versucht, eine Art syrischen Nationalgefühls *ohne Unterschied der Religion* zu schaffen.“ Syrien aber seufzt indessen unter der imperialistischen Bedrückung durch Frankreich, das vielmehr beständig nur das eine Ziel im Auge hat: jedes Nationalgefühl in jenem Lande durch in Tunis und in Algier bereits erprobte Methoden zu zertreten.

F. K. Khan Durrani.
